

III. Gedichte.

	Seite
Albert Antont, Und wieder träum' ich in der Dämmerstunde 196. Unser Helm	244
Du lachst und tollst 434. Auf Bornholm	529
Wilh. Arminius, Inselglück	243
Marie Elisabeth Bahr, Polnisches Mädchenlied	243
Marie Luise von Banzels, Im Mohnfeld	435
Bruno Baumgarten, Das Meer und ich	99
Völkerlieder	503
Hans Benzmann, Tagebuchblätter	51
Hans Bethge, Auf der Terrasse	53
Martin Boelitz, Abend im Hochland	52
Gräfin Luise Brockdorff-Ablesfeldt, Ein Grab	484
Paul Delius, Morgengruß 2. Tiefes Schweigen 98. Ein Thema mit Variationen	293
Clara Dorn, Der Schwertertanz	148
Hannah Ehlen, Sehnsucht 243. Heimatlos	340
Louis Engelbrecht, Erinnerungen	293
C. Eysell-Kilburger, Geht mein Glück vorbei im Trauerkleide	532
A. Gerhard, Herbst	5
Paul Hermens, Abend	196
Karl Kelber, Herbst	5
Laurenz Kiesgen, Schaumkraut 340. Auf der Höhe	436
Anna Klie, Pfingsten	337
Karl Klinge, Die Kranke	433
K. E. Knodt, Laßt uns beten! 2. Dann kennst Du das auch? 98. Sieh! Sie kommt 194. So voll von Heimweh ist die weite Erde 481. Auch das ist heil'ges Sterben	532
Elisabeth Kolbe, Strand einsamkeit 4. Sein Todestag 52. Leuchtturmfeuer 146. Hand in Hand 242. Auferstehung 292. Sprüche	389
F. A. Kreymann, Dein erster Brief 53. Die Quellen	99
Wilhelm Kunze, Weltfrühling	195
Karl Kuhl, Bummelsonate 100. Gebet	194
Und wenn sich die Liebe schlafen legt	242
Männerherz	339
W. Lennemann, Frau Märchen	146
Börries von Münchhausen, Der Träumer	241
Leben	388
F. Nottberg, Waldfrieden 4. Weithin segnet er das Land	50
Walter Demisch, Nachher 338. Ihr und ich	482
Karl Peep, Ein innig fester Händedruck	339
Otto Promber, Sterben 147. Augenschönheit 195. Sympathie 241. Die letzten Worte des Steuermanns	387
Das wehleidige Herz	530
Heinrich Pudor, Einsamkeit	97
Heinrich Remy, Letzte Bitte	290
Rainer Maria Rilke, Advent	97
Anna Ritter, Im Mai	340

Seite

	Seite
Elisabeth Rohn, Wandervogel 145. Die Heze 388. Nur dieses laß mich nie vergessen	485
Bally von Ritzleben, Müde	483
Sascha Elsa, Des Knaben Himmelsreise	3
Meine Sehnsucht 193. Das Volkslied	433
Gelübnis	530
Frida Schanz, Komm wieder!	197
Martha Schend, Sommergefühl	483
Emil Schoenaich-Carolath, Die Weggefellen	289
Gustav Schüller, In die Nacht 145. Die Dorfkirche 386. Das Ende wird so wie der Anfang sein 482. Schicksal	533
Jeanne Bertha Semmig, Vision 49. Lady Kathleen 163. Heloise	341
Paul Steinmann, Der bunten Freude abzugeben 244. Weißt du's besser? 292	292
Zur guten Nacht 339. Stille	385
Maurice von Stern, Kinder im Staub	51
Lulu von Strauß und Torney, Reinheit	1
Königin Liebe 291. Einsam 337. Jata Morgana	385
Marie Tyrol, Schwalbenschlag	436
Kurt Warmuth, Frühlingmorgen im Dorf	386
Carl Wilhelm, Blumenregen 147. Mein Schelm und ich 338. Nun überkommt es mich wie stiller Frieden 435. Verdämmernd scheidet das Abendlicht	437
Maria von Wilm, Wegewarte	434
Ernst Ludwig Wulff, Aus dem Walde 3	3
Du suchst umsonst 146. Gewißheit 194	194
In mein Herz 292. Unter Sternen 387	387
Heimliches Leid	437

Seite

IV. Neue Bücher.

44. 93. 135. 185. 237. 285. 333.
377. 426. 476. 521. 571.

V. Litterarische Notizen.

47. 95. 143. 190. 239. 287. 335.

VI. Dies und das.

380. 428. 478. 523. 573.

VII. Briefkasten.

383. 431. 526.

VIII. Zeitschriftenchau.

48. 95. 191. 240. 288. 336. 384. 432.
480. 527. 576.

Monatsblätter

für

deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

Oktober 1901.

Heft 1.

Reinheit.

Ich bin gewandert so weit, so weit,
Durch rauschend Leben, durch Lust und Leid —
Ach, da ich hinausgezogen,
Da trug meine Seele ein weißes Kleid!

Nun kehre ich heim aus dem fremden Land,
Wo meine Sehnsucht nicht Ruhe fand —
Wie ward auf irrenden Wegen
Voll Staub und flecken mein rein Gewand!

Tief beug' ich schweigend die Stirn herab —
Weh, was ich draußen verloren hab'!
Wer wäscht meiner armen Seele
Die dunklen flecken vom Kleide ab?

Still knie ich einsam im Walde hin:
O Sonnensegen, o junges Grün,
Wäscht ihr es mit reinem Hauche
So weiß, wie die heiligen Lilien blüh'n!

Bückeburg.

Lulu von Strauß u. Torney.

Morgengruß.

Noch thront ob Bergen rings und Auen
Der Nacht verschleiert Angesicht,
Noch blitzt aus ihren dunklen Brauen
Der Sternenaugen flimmernd Licht.

Doch leis im Ost schon küßt die Sonne
Dem jungen Tag die Wimpern auf,
Er rüstet sich, in Siegeswonne
Neu zu beginnen seinen Lauf.

Mir ist, als stögen seine Pfeile
Auch feurig mir in's Herz hinein:
Dein Tag ist kurz, drum eile, eile,
Laß alle Nacht vergangen sein!

Merseburg.

Paul Delius.

Laßt uns beten!

Meine Seele hungert nach Persönlichkeiten,
Nur nach einem einz'gen großen Mann,
Der die Wege weist aus diesen wirren Zeiten
Und die sich're Straße himmelan.

Immer seh' ich Dinge nur und nur Vereine
Statt des starken, großen „Du!“
. . . Laßt uns beten, Brüder, daß der Eine
Komme und uns führ' dem Ziele zu!

Oberklingen.

Karl Ernst Knodt.

Des Knaben Himmelsreise.

Im Bettlein liegt das fromme Kind
Mit beiden Händen weiß und lind
Umkost den Knaben sanft die neue Mutter
Und spricht zu ihm — er hört sich nimmer satt —
Bis ihre Stimme müd und matt
Da betet er noch laut sein Nachtgebet. —
Die schöne Mutter küßt ihn warm — und geht — — —

Nach einer Weile schleicht sie leis' herein;
Sie denkt, er schlief! —
Er aber liegt noch wach und seufzt so tief. — — —
Dann schläft er flüsternd ein
Ein schimmernd Flügelpaar wächst ihm im Traum.
Er läßt das Haus und sucht den Himmelsraum.
So fliegt er fort und fort,
Der Weg ist weit —
Und als er endlich dort,
Schmiegt er sich fest, von Zärtlichkeit getrieben,
An eines Engels sternengoldnes Kleid
Und zagt — — —
Und fragt:
„Darf ich die neue Mutter lieben,
Wie dich, Mama?“

Die sel'ge Frau umfängt sein Haupt:
„Mein Liebling — — — ja!“

Ravolshausen.

Sascha Elfa.

Aus dem Walde.

Ich habe oft dem Klang gelauscht,
Der heimlich durch die Wipfel rauscht;
Und fühlte, wie mein Leid zerrann,
Wenn leis' der Wald sein Lied begann.

Und zarte Saiten klangen mit
Im Herzen, wenn ich heimwärts schritt.

Bargfeld (Holst.)

Ernst Ludwig Wulff.

Waldfrieden!

Wir gingen schweigend zusammen
Durch träumende Waldesruh.
Schon schloß die scheidende Sonne
Zum Schlummer das Auge zu. —

Des Abendrot's Purpurleuchten
Es malte die Berge fern.
Hoch über unseren Häupten
Stand golden der Liebe Stern.

Die Abendshatten sie sanken
Hernieder auf all die Pracht,
Die Blumen flüsteren leise
Und wünschten sich gute Nacht.

Trauliche Glocken erklangen,
Wir gingen dem Dorfe zu
Und trugen den tiefsten Frieden
Durch träumende Waldesruh'.

Köln a. Rh. J. Nottberg.

Strand einsamkeit.

Keine Stimme mehr vom Strande
Dringt in meine Einsamkeit;
Schweigend spannt im Träumerlande
Meine Seele Flügel weit,

Ueberfliegt die lichten Fernen,
Blau und wolkenlos,
Wandelt über goldnen Sternen
In des Himmels Schoß.

Berlin. Elisabeth Kolbe.

Herbst.

Eden der Erde,
Das ich verlor!
Blätter verbluten
Hinter dem Thor!

Liebling! Liebling!
Goldener Herbst!
Lasse dich rufen,
Eh' du verfärbst!

Fürst meines Liedes! —
Alles so weit! —
Fall' auf den Dichter,
Sterbende Zeit!

Buchan.

Karl Kelber.

Herbst.

Wenn deines Lebens Sommer flieht
Der Augen Glanz, das Rot der Wangen
Und Silber spinnt die Zeit in's Haar,
Schleicht in dein Herz ein leises Bangen.

Noch grüßest du mit heiterm Mut
Den Tag, er kann Dir Schönes bieten
Doch durch den frohsten zieht ein Hauch
Wie herber Duft von welken Blüten!

Noch führt dich Liebe an der Hand,
Noch kommt dir Freundschaft hold entgegen,
Doch glüht der Sonne Gold im West —
Es läutet schon zum Abendsegen.

Hoch steht der rote Mohn im Feld,
Des Mähers harret die reife Aehre,
Bis bebend vor der Sense Schnitt
Zur Erde sinkt die Körnerschwere.

Erfurt.

A. Gerhard.

Träumereien im Pfarrgarten von St. Moritz in Halle.

Von Armin Stein.

Sie waren eines Tages gekommen mit der Meßschnur, die Abgesandten des Rats, die sollten helfen, daß die Straße breiter und der Verkehr geläufiger würde. So zogen sie eine Linie mitten durch die eine Häuserreihe, und das waren gerade die geistlichen Gebäude, die die eine Seite der kurzen Straße bildeten. Diese also sollten fallen und von dem Erdboden vertilgt werden.

Manch einer jubelte da: Gott Lob und Dank! Sie haben ausgedient, sie haben lange genug gestanden und sind der Stadt just nicht zur Bier gewesen. Andere aber lamentierten: Daß Gott erbarm! Wieder ein Stück Altstadt soll aus der Welt verschwinden! Und unter den Seufzenden war auch ich. Ich gehöre zu denen, denen das Antike lieber ist als das Moderne. Das Moderne ist so kühl und frostig, das Antike aber ist warm, und es weht darin eine milde, weiche Luft.

Alles wäre ja dann anders geworden um die alte Kirche her, deren Grundmauern nun bereits sieben und ein halbes Jahrhundert auf die Stadt hinblicken: die alten Klostergärten hätten verschwinden müssen, in deren schattigen Laubgängen es sich so schön lustwandeln und sinnen läßt; und die die Gärten nach West einfriedigende Mauer hätte fallen müssen, das älteste Stück der Stadtmauer, mit ihrem Wehrgang und den Armbrustschießscharten, mit ihren Nischen, aus deren altergeschwärztem Gestein der blaue Flieder seine fuchdicken Zweige nach der Sonne streckt. Und die alten Keller wären verschüttet worden, darin die Augustinermönche von St. Moritz ihre Weine zapften und hernachmals als Gespenster umgingen.

Das Schlimmste aber wäre dann gewesen, daß die Pfarrhäuser selber der Neuerungssucht der Gegenwart zum Opfer gefallen wären, und damit die Erinnerung an die alten Zeiten einen Anhaltspunkt weniger gehabt hätte. Ja diese Häuser, die können manches erzählen.

Es war eine warme, duftgetränkte Juninacht. Ich saß einsam in der tiefen Mauernische unter dem dichten Fliedergesträuch und gedachte der vorigen Zeiten. Ueber dem Hausgiebel stieg leise der Mond herauf und hüllte alles in sein magisches Licht. Da verschwand mir vollends die Gegenwart, und die Vergangenheit stieg in Bildern vor meinen träumenden Augen auf.

Unter dem Mandelbaum, der dicht beim Pfarrhaus seine Nester breitet, liegt ein Knabe, hold und schön. Aus den hellen Augen spricht Geist und Leben, und die Rosen auf den Wangen reden von strotzender, überschießender Kraft. Aber die roten Flecke um deinen schneeigen Hals her, holder Knabe im goldenen Lockenhaar, was ist das? das sieht ja aus wie Blut? — — —

Im Pfarrgarten von St. Moritz spielt er seine Knabenspiele, träumt er seinen Jugendtraum. Was etwas Großes werden soll in der Welt, das trägt das Gefühl davon schon in der Kindheit Tagen in sich in Gestalt der dunklen Ahnung. Friedrich, deine Träume möcht' ich wissen unter dem Mandelbaum im Garten deines Vaterhauses!

Mit heißer Gier stürzt er sich in die Wissenschaften und verläßt das Gymnasium als der besten einer, der Lehrer Liebling und des Vaters Stolz. In der akademischen Luft atmet vollends frei der Geist und reckt die Schwingen in dem Aether der Erkenntnis, die ihm das medizinische Studium öffnet.

Dem Vater, den inzwischen sein berühmter Name in Altona an die Spitze der Landesgeistlichkeit gestellt hat, folgt der Sohn und erwirbt sich bald den Dank der leidenden Menschheit, bis ihn sein Ruf als Arzt nach Kopenhagen befördert, dem kranken König Christian VII. als Leibarzt zur Seite zu stehen. Er thut Wunder, er beschämt seine Vorgänger durch die Genialität und den Erfolg seiner ärztlichen Maßnahmen.

Doch bald ist es dem reich Begabten, groß Angelegten zu wenig, dem kranken Monarchen ein Trost zu sein: der ganzen Monarchie will er ein Erlöser werden aus der Knechtschaft politischen Elends, staatlicher Ohnmacht und gesellschaftlicher Verrottung. Den Gebundenen die Freiheit zu bringen, das ist fortan der Sinn seines Lebens und das Ziel seines Strebens. Sein imponierendes Auftreten und sein persönlicher Einfluß auf den König hilft ihm bald hinauf zu schwindelnder Höhe, wo er als allmächtiger Minister den Staat nach seinem Willen lenkt. Welch eine Wonne, das Volk zu beglücken, Welch eine Lust, Gesetz auf Gesetz zu erfinden, um die alten rostigen Ketten der Sklaverei zu zerbrechen und die bisherigen Fronvögte, die Blutsauger des Volks, von der Höhe ihrer gemißbrauchten Macht zu stürzen! Und horch, wie es jubelt in dem Land, wie allenthalben der Erlösten Lobgesang den Heiland grüßt! Und immer heller strahlt der Glorienschein um des Allmächtigen Haupt, und in dem Sonnenglanz der Grafenkrone erlischt das Dunkel seiner bürgerlichen Herkunft. Sein von Idealen gesättigter Geist, das Ungestim seines Liebesdrangs kann nicht die Zeit erwarten, bis die letzten Reste mittelalterlicher Sklaverei gefallen sind, bis sich das Volk zum Vollgefühl der Freiheit und des Glücks gefunden hat.

Jedoch die überstürzende Hast der Reformbestrebungen wird sein Verhängnis. Dem Volk arbeitet die Gesetzmaschine zu schnell, die geistige Beschränktheit kann sich in das Neue so geschwind nicht finden, sie wird wirr, und sie wird schließlich irr an dem Mann, dem man zuerst Weihrauch gestreut. Und die Widersacher nützen diese Bedenklichkeiten des Volks zu ihren Gunsten, der Haß und Neid schleicht seine finsternen Wege und legt dem Todfeind seine Schlingen, bis der

Ahnungslose, in seinem Edelsinn immer Vertrauensselige, sich in dem Teufelsgarn verirrt und jäh von seiner Höhe stürzt.

In Kopenhagen auf dem Osterfeld am Sund erhob sich am 28. April des Jahres 1772 ein schwarzes Gerüst, und auf dem Gerüst starb Friedrich Graf v. Struensee, der hallische Pfarrerssohn.

* * *

Ein Menschenalter ist vergangen. Der Mandelbaum, in dessen Schatten Friedrich Struensee gelegen und seinen Kindertraum geträumt hat, hat abgeblüht und setzt seine Fruchtknollen an. Im Pfarrgarten stehen die roten Rosen und weißen Lilien im vollsten Flor, und die Erdbeeren lachen lockend aus dem dunklen Grün am Boden. Heller Kinderjubiläum erschallt und wetteifert mit den Finken und Amseln. Ein Knabe ist es und ein Mägdlein, die sich auf den mit Buchsbaum eingefassten Wegen tummeln. Lorch, das Pflückerlein des Pfarrherrn von St. Moritz, Konsistorialrats Senff, hat Besuch bekommen von einem frischen, muntern Knaben Namens Wilhelm v. Kugelgen und zeigt ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, schaut ihm seelenvergnügt zu, wie der kleine Mann sich die von ihrer Hand gepflückten Erdbeeren schmecken läßt, wie er auf dem selbstgeschaffenen Steckenpferd über Stock und Stein rast und seine ersten Uebungen in der Kunst der Vaterlandsverteidigung macht; erklimmt mit ihm sodann neben dem Gartenhäuslein die alte Mauer, pflückt ihm auf dem Wehrgang einen Strauß von wilden Kamillen und Salbei; läßt ihn dann durch die Schießscharte hinaus schauen auf die Fluten der hart vorüberfließenden Saale und erzählt dabei dem andächtig Lauschenden alte Geschichten von den hallischen Halloren.

Tags darauf aber, an einem Sonntag, wo man den Kleinen sich selbst überlassen hat, um sich in die Kirche zu begeben, erfaßt diesen beim planlosen Herumstüßern in dem alten Gerümpel des Hausbodens plötzlich ein Verlangen, zu erfahren, was man denn eigentlich vornehme in dem großen Haus, aus dessen Innerem geheimnisvolle, tiefe Töne an sein Ohr gerauscht kommen. Ein Fenster bemerkend, das nicht nach der Straße hinaus, sondern nach der Kirche geht, zerzt er mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft eine leere Kiste herbei, erklettert den Sims und hockt nun in dem offenen Fenster wie eine junge Mauerschwalbe. Vor seinen Augen liegt das Innere der Kirche mit ihren mächtigen, ragenden Säulen. Die Sitzplätze zu ebener Erde sind mit Menschen gefüllt, und vielstimmiger Gesang dringt zu dem Lauscher empor, bis plötzlich eine tiefe Stille wird und eine einzelne Stimme erklingt in feierlich erhabener Rede. Der da spricht, der Mann im schwarzen Priesterkleid, ist das nicht der Onkel Senff? Ja, das ist er leibhaftig! Er versteht nicht die Worte, die der Onkel spricht, aber es müssen gute, fromme Worte sein: die Leute halten alle die Gesichter so andachtsstill auf den Redner gerichtet, und es klingt alles so groß, so wunderbar geheimnisvoll, daß die junge Mauerschwalbe, die sich weit aus dem Fensterrahmen herausgebeugt hat, in der Traumverlorenheit der Andacht schier herabgestürzt wäre.

Herrliche Tage waren es, die der Knabe hier in Halle erleben durfte. Er konnte ihrer all sein Lebtag nicht vergessen, und als er hernach ein berühmter

Mann, ein großer Maler geworden war, erinnerte er sich immer noch mit dankbarem Entzücken des hallischen Ohms und des guten Lorch und des Pfarrhauses von St. Moritz.

(Vgl. die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes.“ Halle a. S. Verlag von D. Hendel.)

* * *

Wieder sind ein paar Jahrzehnte hin. Im Schatten des Pfarrgartens ergehen sich zwei Männer. Der eine trägt geistliches Gewand, eine hochgewachsene, stattliche Figur. Friedrich Heseke ist's, der Dichter und Stammvater eines Dichtergeschlechts. Der zu seiner Seite Wandelnde ist gleichfalls eine kräftige, ansehnliche Gestalt. Man sieht ihm auf den ersten Blick den Kriegsmann an, aber noch etwas anderes: in diesen großen, dunklen, sprechenden Augen liegt ein Etwas, das den Dichter verrät. Freiherr Friedrich de la Motte Fouqué ist's, der Dichter der Undine, der Held und Sänger der Befreiungskriege, Theodor Körners Freund, der nach beendetem Kampf mit Ehren als Major entlassen, sich erst auf sein Landgut zurückgezogen hat und dann nach seiner Gemahlin Hinscheiden nach Halle übersiedelt ist, um hier an der Universität Vorlesungen über Poesie und Zeitgeschichte zu halten. Mit dem Geistesverwandten, dem geistlichen Herrn von St. Moritz hat er nun eine innige Freundschaft und regen Verkehr gehabt, drei Jahre lang, bis ihm der Freund entführt werden sollte, da an denselben der Ruf nach Altenburg als Generalsuperintendent ergangen war.

Nun galt es den Abschied. Noch einmal wandeln die beiden Freunde im Schatten des Pfarrgartens auf und nieder, und Fouqué pflückt sich dabei ein Sträußlein Jehovablumen, das will er sich mitnehmen als Andenken an das Pfarrhaus von St. Moritz. Endlich begeben sich die beiden in das Haus zurück. Schon ist der Scheidende die Steinstufe, die von dem Flur nach der Hausthür steil hinabführt, halb hinunter, da macht er noch einmal kehrt, indem er noch etwas sagen will, was er auf dem Herzen hat. Im Eifer des Gesprächs aber versteht er es — er strauchelt auf der Stufe und stürzt die Treppe hinab. Der Fuß ist gebrochen, und ein Wagen muß herbei, den Hilflosen heimzufahren.

Das in dem Garten gepflückte Andenken war dabei verloren gegangen, aber der Verlust sollte ihm ersetzt, für die verwelklichen Blumen sollte ihm ein dauerhafteres Memento werden: der Fuß heilte wieder, jedoch das Hüftweh, welches von da dem Dichter blieb, das war ihm zeitlebens ein Andenken an seinen hallischen Herzensfreund und das Pfarrhaus von St. Moritz.

Der Tod als Freund

im Leben und in den Schriften des Wandsbecker Boten.

Von Heinrich Wöhn.

Vor mir liegt Kethels Bild: Der Tod als Freund. Es wird einem eigenartig ums Herz, wenn man's lange ansieht. Alles Irdische tritt in weite Ferne, wird so klein, und himmlischer Trost erfüllt die Seele.

Man schaut in ein hochgelegenes Turmstübchen und weiter durch's offene Fenster in die weite, ebene Landschaft, von der die Abendsonne Abschied nimmt, und in dem Gemach sitzt der Türmer in seinem Lehnstuhl mit Zügen so ruhig so freundlich. Ein Pilger ist bei ihm eingekehrt und läutet für ihn die Abendglocke. Der Mann im Stuhl kann es nicht mehr. Er hat sein Abendbrot verzehrt, den Abendsegen gelesen, und dann ist der Schlaf gekommen und hat ihn in seine Arme genommen, mild und freundlich, und dann — kam eben jener fremde Pilger, leise, unhörbar, und übernahm den Wächterdienst. Er kam als Freund. — Und nun wird er nimmer aufwachen, der Alte mit den friedlichen, seligen Zügen: der fremde Pilger war der Tod. —

So, als Freund, ist er auch dem Wandsbecker Boten gar oft erschienen, wenn er, den Kopf in die Hand gestützt, in seinem trauten Heim zu Wandsbeck saß und über Kommen und Gehen, über Blühen und Welken nachdachte; so erschien er ihm auch das letzte Mal, als er seine kalte Hand auf das kaum noch vernehmlich pochende Herz des Sterbenden legte und seinem irdischen Dasein ein Ende machte. All sein Leben lang ist ihm der Gedanke an den Tod recht nahe gewesen, und noch kurz vor seinem Ende konnte er sagen: „Mein ganzes Leben habe ich auf diese Stunde studiert.“

Im Jahre 1774 gab Claudius den ersten Teil seiner Werke heraus und widmete sie „Freund Hain“, den er auch auf der ersten Seite als Knochenmann im Bild brachte. Warum er dies Bild wählte, erzählt er in der Dedikation.

„Die Alten soll'n ihn anders gebildet haben: als 'n Jäger im Mantel der Nacht, und die Griechen: als 'n Jüngling, der in ruhiger Stellung mit gesenktem trüben Blicke die Fackel des Lebens neben dem Leichnam auslöscht. Ist 'n schönes Bild und erinnert einen so tröstlich an Hain, seine Familie und namentlich an seinen Bruder: wenn man sich da so den Tag über müde und matt gelaufen hat und kommt nun den Abend endlich so weit, daß man's Licht auslöschen will — hat man doch nun die Nacht vor sich, wo man ausruhen kann! und wenn's dann gar den andern Morgen Feiertag ist!! 'S ist das wirklich ein gutes Bild vom Hain; bin aber doch lieber beim Knochenmann geblieben. So steht er in unserer Kirch', und so hab' ich 'n mir immer von klein auf vorgestellt, daß er auf'm Kirchhof über die Gräber hinschreite, wenn eins von uns Kindern 's Abends

zusammenschauern that, und die Mutter dann sagte: der Tod sei über's Grab gegangen. Er ist auch so, dünkt mich, recht schön, und wenn man ihn lange ansieht, wird er zuletzt ganz freundlich aussehen.“

„'S soll Leute geben, heißen starke Geister, die sich in ihrem Leben den Hain nichts anfechten lassen und hinter seinem Rücken wohl gar über ihn und seine dünnen Beine spotten. Bin nicht starker Geist; 's läuft mir, die Wahrheit zu sagen, jedesmal kalt über'n Rücken, wenn ich Sie ansehe. Und doch will ich glauben, daß Sie 'n guter Mann sind, wenn man Sie genug kennt; und doch ist's mir, als hätt' ich eine Art Heimweh und Mut zu Dir, Du alter Ruprecht Pförtner! daß Du auch einmal kommen wirst, meinen Schmachtriemen aufzulösen und mich auf bessere Zeiten sicher an Ort und Stelle zur Ruhe hinzulegen.“

„Die Hand, lieber Hain! und wenn Ihr 'nmal kommt, fällt mir und meinen Freunden nicht hart!“

Aber fast hätte er bald danach Ernst mit dem Dichter gemacht.

Es war im Jahre 1777 nach dem unerquicklichen Darmstädter Aufenthalt — Claudius stand damals in der Blüte seiner Manneskraft — da trat der Tod, die Spitze in der dünnen Hand, an das Lager des Schwerkranken und beugte sich über ihn. Vor dem Bett stand sein Weib Rebekka und rang die Hände.

So ist die Scene in einem Bild von Chodowiecki festgehalten, das sich am Eingang des III. Teiles der Werke findet. Claudius schreibt darüber:

Ich lag und schlief; da fiel ein böses Fieber
Im Schlaf auf mich daher
Und stach mir in die Brust und nach dem Rücken über
Und wütete fast sehr.

Es sprachen Trost, die um mein Bette saßen;
Lieb Weibel grämte sich,
Ging auf und ab, wollt' sich nicht trösten lassen
Und weinte bitterlich.

Da kam Freund Hain: „Lieb Weib, mußt nicht so grämen,
Ich bring' ihn sanft zur Ruh.“
Und trat ans Bett, mich in den Arm zu nehmen,
Und lächelte dazu.

Sei mir willkommen, sei gesegnet, Lieber!
Weil Du so lächelst; doch,
Doch, guter Hain, hör an, darfst Du vorüber,
So geh und laß mich noch!

Bist bange, Åsmus? — darf vorüber gehen
Auf Dein Gebot und Wort.
Leb also wohl und bis auf Wiedersehen!“
Und damit ging er fort.

Und ich genas! Wie sollt' ich Gott nicht loben!
 Die Erde ist doch schön,
 Ist herrlich doch wie seine Himmel oben
 Und lustig drauf zu gehn!

Will mich denn freu'n noch, wenn auch Lebensmühe
 Mein wartet, will mich freu'n!
 Und wenn Du wiederkömmst, spät oder frühe,
 So lächle wieder, Hain!

Es ist die neu erwachende Lust am Dasein, die sich mit dem frischer
 pulsierenden Leben bei dem Genesenden einstellt. Welche Sinnigkeit in der
 Empfindung, und wie rührend der Ausdruck der Lebensfreude!

Der Tod ist in der Familie des Dichters kein unbekannter Gast gewesen.
 Als der zwanzigjährige Jüngling in Jena studierte, starb dort sein Bruder Josias,
 und dieser schmerzliche Verlust hat ihn schon in der Jugend zu ernstern Todes-
 betrachtungen geführt, die ihn sein ganzes Leben lang begleitet haben, nicht so,
 daß sie ihn niederdrückten, sondern hinwiesen auf das, was unvergänglich ist.

Wie hart es ihm aber doch wurde, wenn der Tod seine schwarzen Schatten
 in sein stilles Heim warf, zeigt ein Brief, den er an seinen Schwiegersohn Berthes
 schrieb. Dieser Brief wirft ein helles Licht auf seinen Seelenzustand, als er sein
 Söhnchen Matthias begraben hatte.

„Ich dachte lange schon, mein Glaube sei fest und stark; in der Stunde
 aber, in der ich meinen Matthias in den Sarg legte, da wollte Ergebung und
 Demut fast nicht halten, und der Glaube ward hart geprüft; da erst lernte ich
 verstehen, was es mit dem Menschenleben auf Erden auf sich hat; was vorherging
 war nur Kinderpiel.“

Es ging ihm hart ans Herz, aber sein Glaube hielt ihn dennoch aufrecht:

Die Mutter am Grabe.

Wenn man ihn auf immer hier begrübe,
 Und es wäre nun um ihn geschehn;
 Wenn er ewig in dem Grabe bliebe,
 Und ich sollte ihn nicht wiedersehn,
 Müßte ohne Hoffnung von dem Grabe gehn — —

Unser Vater, o du Gott der Liebe!
 Laß ihn wieder auferstehn!

Der Vater.

Er ist nicht auf immer hier begraben,
 Es ist nicht um ihn geschehn!
 Armes Heimchen, du darfst Hoffnung haben,
 Wirft gewiß ihn wiedersehn
 Und kannst fröhlich von dem Grabe gehn.

Denn die Gabe aller Gaben
 Stirbt nicht und muß auferstehn.

Eine ähnliche düstere Stimmung wie in dem Briefe hat er übrigens noch
 einmal ausgesprochen.

Ach es ist so dunkel in des Todes Kammer,
 Tönt so traurig, wenn er sich bewegt
 Und nun aufhebt seinen schweren Hammer,
 Und die Stunde schlägt.

Ueberaus tief empfunden ist auch das bekannte Lied am Grabe seines Vaters:
 Friede sei um diesen Grabstein her!
 Sanfter Friede Gottes! . . .

Claudius hatte ein heiteres Gemüt und freute sich des irdischen Daseins mit
 kindlichem Herzen. Es hat wohl kaum jemand gegeben, den die stille Häuslichkeit
 so ganz befriedigt, so völlig glücklich gemacht hätte, wie ihn. Er ist nicht ohne
 sein liebes Heim zu denken, und das Heim nicht ohne ihn, es war ein Stück
 seiner selbst. Und doch achtete er mit Salomon alles für eitel im Vergleich zu
 den himmlischen Gütern.

Auf ein Grab: ¹⁾

Aus einer Welt voll Angst und Not,
 Voll Ungerechtigkeit und Blut und Tod
 Flüchtete die fromme, reine Seele
 Sich ins bessere Land zu Gott;
 Und der Leib in diese dunkle Höhle
 Auszuruhen bis zum Wiedersehn.
 O der Christ ist immer groß und schön,
 Doch im Tod in seiner größten Schöne.
 Wanderer, bleib am Grabe stehn,
 Verne hier, was eitel ist, verschmähn;
 Weine eine stille Thräne!
 Und dann kannst du weiter gehn.

Oder:

An . . . als ihm die . . . starb.

Der Säemann säet den Samen,
 Die Erd' empfängt ihn, und über ein Kleines
 Keimet die Blume herauf. —

Du liebtest sie. Was auch dies Leben
 Sonst für Gewinn hat, war klein Dir geachtet,
 Und sie entschlummerte Dir!

Was weinst Du neben dem Grabe
 Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
 Und der Verwesung empor?

¹⁾ Bezieht sich auf den Tod des Malers Runge; er starb im Jahre 1810 im
 33. Lebensjahre.

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet einher!

Der Adler besuchet die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub und
Rehret zur Sonne zurück.
Der Tod bettet so sanft.

Der Tod und das Mädchen.

Mädchen. Vorüber! Ach, vorüber!
Geh, wilder Knochenmann!
Ich bin noch jung, geh, Lieber!
Und rühre mich nicht an.

Tod. Gieb deine Hand, du schön und zart Gebild!
Bin Freund und komme nicht zu strafen.
Sei gutes Muts! ich bin nicht wild,
Sollst sanft in meinen Armen schlafen!

„Die Leute fürchten sich vor einem Toten, weiß nicht warum. Es ist ein rührender, heiliger, schöner Anblick, einer Leiche ins Gesicht zu sehen; aber sie muß ohne Fliederstaat sein. Die stille, blasser Todesgestalt ist ihr Schmuck, und die Spuren der Verwesung ihr Halsgeschmeide und das erste Hahnengeschrei zur Auferstehung.“

Wie wunderbar tief und zart sind Schmerz und Hoffnung ausgedrückt in der Parentation über Anselmo, gehalten am 1. Weihnachtstage. Es sind Herzensregungen so tief, so innig, so ergreifend! Und wie sprechen sie unmittelbar zum Herzen! Man kann sie eigentlich nur lesen, wenn die Seele in Feiertagsstimmung ist.

Auch gelegentlich der Betrachtung von Sprüchwörtern kommt der Dichter auf den Ernst des Todes zu sprechen.

„Die Verwesung ist und bleibt immer eine sehr nachdenkliche und ernsthafte Sache. Gewißlich geht kein Engel gleichgiltig einem Grabhügel vorbei! und der ist doch eigentlich über die Grabhügel weg und hat für seine Person dabei nichts zu gewinnen noch zu verlieren. Der Mensch ist noch nicht so ganz darüber weg und hat noch allerlei dabei zu bedenken, daran ihm gelegen ist.“

„Der Tod ist 'n eigener Mann. Er streift den Dingen dieser Welt ihre Regenbogenhaut ab und schließt das Auge zu Thränen und das Herz zur Nüchternheit auf. Man kann sich von ihm freilich auch verblüffen lassen und des Dinges zu viel thun, und gewöhnlich ist das der Fall, wenn man bis dahin zu wenig gethan hat. Aber er ist ein eigener Mann und ein guter Professor Moralium! Und es ist ein großer Gewinn, alles was man thut wie vor seinem Ratheder und unter seinen Augen zu thun.“

Ein einzig-schönes Gedicht, das zu den besten gehört, die wir überhaupt von Claudius haben, hat er niedergeschrieben, als ihm seine zwanzigjährige Tochter Christiane am Nervenfieber gestorben war. Er giebt darin seinem tiefen Schmerz

in einer so milden, rührenden Weise Ausdruck, daß durch die Trauer um das Verlorene die völlige Ergebung in Gottes Willen zart hindurchklingt.

Christiane.

Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das thät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart!

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand;

Und blieb dann lange stehen,
Halt' große Freud' in mir:
Das Sternlein anzusehen;
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

Was Claudius in der Blüte seiner Jahre von dem Tod erbeten hatte:
Und wenn Du wiederkommst, spät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!

das ist auch geschehen. Er hat den Lebensmüden im Kreise seiner Lieben weich und sanft gebettet; er ist, wie eingangs bereits gesagt, als Freund gekommen, so wie er ihn immer geschaut hat. Ein Kampf ist ihm freilich nicht erspart geblieben, aber der Kämpfer hat nicht gebebt. Karoline Berthes (seine Tochter) schreibt über sein Ende: „Er ist gewißlich wie ein großer Mensch und Mann gestorben, und ich möchte es jedem Menschen, der ernstlich über sich und seinen Zustand nachdenkt, gönnen, an diesem Sterbebett gewesen zu sein. Schwer ist dieser Schritt, aber größer, wie man begreifen kann, ist es, ihn in dieser Weise zu thun . . . Mit Augen habe ich es nun gesehen, daß der Glaube eine gewisse Zuversicht ist des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet, und daß dieser blinde Glaube für sich allein Kraft genug hat, uns über alle Not und Angst und Todesfurcht ruhig, freudig und gottergeben zu erhalten in dem großen, ernstesten Augenblick des Ueberganges bei hellem und vollem Bewußtsein.“

Es läge nahe, anzunehmen, daß sich bei dem Dichter mit zunehmendem Alter und zunehmendem Lebensernst das Bild des Todes immer deutlicher, immer erkennbarer in sein Seelenleben eingepägt habe. Und doch ist das nur zum Teil richtig. Die Neigung, sich damit zu beschäftigen, entsprang bei ihm theils aus der entschieden religiösen Richtung seines Werdeganges, theils auch aus seinem dichterischen Gestaltungstrieb. Nun wurde sein rein religiöses Leben in seinen späteren Jahren immer reicher und innerlicher, aber seine poetische Schaffenskraft nahm mehr und

mehr ab. Obwohl er also noch kurz vor seinem Tode sagen konnte: Auf diese Stunde habe ich mein ganzes Leben studiert, so hatte doch das dichterisch geschaute Bild vom Tode gerade in seinen letzten Lebensjahren viel von seiner ursprünglichen Stärke verloren und war mehr einem stillen Nachsinnen über Tod und Leben gewichen. An Stelle des Schauens war das Denken getreten — das Bild war verblaßt.

Aber eigentlich waren es nicht religiöse Ueberzeugung und dichterische Schaffenskraft im allgemeinen, die Claudius das Bild des Todes so nahe rückten, sondern deren ganz eigenartig individuelle Prägung. Er gehörte, wie oben schon angedeutet, zu den Naturen, die — um mit Jean Paul zu reden — gerade herabfallen ins Gärtchen, sich da heimisch in eine Furche einnisten, daß, wenn sie aus ihrem warmen Verchennest heraussehen, keine Wolfgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblicken, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist.

Aus diesem Gärtchen heraus sang Claudius seine einfach schönen Lieder vom Grünen und Welken in der Natur und vom Sein und Vergehen im Menschenleben. Und der reine, heitere Sonnenglanz des Gärtchens liegt über all seinen Liedern ausgebreitet.

Aber das heiter-idyllische Leben füllte seine Seele nicht aus, es war eigentlich nur eine durchsichtige Hülle für den Kern seines Seeleninhaltes, für das tiefgründige religiöse Leben. Und wie jene Hülle dem Kern etwas durchaus menschlich-fröhliches verlieh, so durchstrahlte der Kern wieder die Hülle mit den Strahlen des Lebens, das aus Gott kommt.

Wenn vor dem heiteren Mann im Gärtchen die Schrecken des Todes auftauchten, dann konnten sie sein innerstes Wesen nicht berühren, denn das war erfüllt von dem Geiste dessen, der dem Tode den Stachel genommen hat.

So oft auch der Tod in seinem Hause einkehrte, und so oft die dürre Gestalt in seiner Dichterphantasie auftauchte — er hatte etwas, was ihn furchtlos und frei machte, was ihn auch bei harten Schicksalsschlägen aufrecht erhielt: die felsenfeste Ueberzeugung von einem Todesüberwinder. Wie mancher glaubt sie auch zu haben und zittert; Claudius hatte sie. Seine Lieder vom Tode sind Siegeslieder. Er triumphiert in ihnen, indem er das Banner des Welterlösers schwingt. — Auf diesen Ton sind alle seine Lieder vom Sterben gestimmt.

Und sie entfalten ihre vollsten Akkorde, wenn das Leben dunkelt.

Ob man das vorn erwähnte Kethel'sche Bild betrachtet, oder ein Lied des Boten vom Tode hört — es ist dieselbe Wirkung: die Last des Daseins wird leichter, das Herz schlägt ruhiger, und durch die Seele zieht ein Ahnen von dem, was ewig ist.

Vom Ueberbrett'l.

Von Dr. Karl Stork.

Für und gegen die Ueberbrett'l-Bewegung ist schon so viel geschrieben worden, daß es wenig Verlockendes an sich hätte, nochmals dazu das Wort zu ergreifen, wenn man nicht immer wieder die Erfahrung machen müßte, daß in den weitesten Kreisen dieser Erscheinung gegenüber keineswegs die wünschenswerte Klarheit des Gefühls herrscht. Von den anfänglichen Jubeltönen, mit denen man die Ankündigung der Wolzogen'schen Gründung begrüßte, ist allerdings jetzt nirgends mehr etwas zu hören. Der beste Beweis dafür ist die schmerzliche Ueberraschung oder doch Verblüffung, mit der man die neueste Thatsache aufgenommen hat, daß Detlev von Liliencron die litterarische Leitung des Bausewein'schen „Bunten Brett'ls“ übernahm.

Man denke, welches Frohlocken es noch vor wenigen Monaten gegeben hätte, wenn unser „größter Lyriker“ sich an die Spitze eines Künstlercabarets gestellt hätte! Heute sieht man recht nüchtern in der schlechten pekuniären Lage des Dichters den Grund für diesen Schritt, den auch die Mildesten als Geschmacklosigkeit, viele aber als Entwürdigung empfinden.

Was ist die Schuld an diesem Stimmungswechsel?

Einmal sicher die Entwicklung, die die Ueberbrett'l-Bewegung genommen hat; dann aber — und das mußte man von vornherein wissen, oder ganz instinktiv fühlen — war das Genre für uns Deutsche von vornherein unvollständig, das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung genommen, als nicht aus dem Volkstum hervorgegangen, ja als ihm feindlich und zuwider.

Zu Anfang wurde nur immer gesprochen von der „Hebung des Variétés“, von der „Idealisierung dieses verwahrlosten Genres“. Ich gehöre nun keineswegs zu den Leuten, die das Variété von vornherein verdammen; nur gestehe ich gern, daß ich beim heutigen Variété am liebsten jene Nummern sehe, die man so etwa als „circensische“ zusammenfassen könnte, von den staunenswerten Leistungen der Akrobaten und Jongleure an bis zu den herzlich dummen, aber unfehlbar aufs Zwerchfell wirkenden Späßen und Burlesken der „Excentrics“, oder wie das unangenehme „Clown“ umschrieben werden mag.

Hier konnte die Hebung nicht gut einsetzen. Es blieb also das Kouplet und das chanson. Wir haben für beide Begriffe bezeichnenderweise im Deutschen kein Wort. Kouplet ist schlecht hin unübersetzbar, und unser liebes Wort „Lied“ mögen wir mit dem, was unter chanson verstanden wird, nicht entweihen. Dieser Umstand muß den, der auch bei der Kunst an nationale Werte denkt, etwas stutzig machen. In der That, man braucht nur die Bedeutung zu bedenken, die in Frankreich der Kouplets vortragende Straßen- und Kneipensänger für das öffentliche Leben in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht hat, um sich zu überzeugen, daß uns in

Deutschland etwas Ähnliches vollständig fehlt, um zu erkennen, daß es sich hier um ein durchaus fremdes Gewächs handelt, das nur in einem ganz anderen Boden wachsen und erspriesslich werden kann. Auch das *chanson* spielt in Frankreich eine ganz andere Rolle, weil die ganze lyrische Gesangslitteratur der Franzosen diesen Charakter trägt, wie denn auch sehr bezeichnender Weise die französische Sprache kein Wort für „Lied“ besitzt. Man kann den elementaren Unterschied zwischen hüben und drüben am besten beim Vergleich der beiderseitigen Volkslieder — nach Wort und Weise — erfassen. Da treten scharf die Unterschiede hervor zwischen dem mehr erzählenden, ja pointierenden, in der Musik mehr rezitierenden, auf den Refrain hinzielenden *chanson* und dem durchaus lyrischen Erguß unseres Liedes.

Doch sei's drum. Warum soll nicht ein fremdes Genre bei uns eingeführt werden? Eingeführt ist es ja ohnehin; also muß es nationalisiert, oder, wie die Leute um Wolzogen sagten, „veredelt und gehoben“ werden. Beides war an sich nicht schwer. Was bei uns im Tingeltangel an *Kouplets* und *chansons* geboten zu werden pflegt, ist in der Regel ebenso wiglos, wie unanständig.

Man kann also das „heben“ litterarisch, das „veredeln“ moralisch fassen. Nicht als ob aus dem Tingeltangel ein Tugendbündel werden sollte, aber die Zote als Selbstzweck konnte doch leicht verbannt werden. An diese Seite haben die gründenden Herrschaften aber sicher nicht einen Augenblick gedacht. Dafür bürgen ihre Namen, ihre Werke. Man wollte im Gegenteil recht „frei“ sein; allerdings — so versicherte man — „dabei so litterarisch-künstlerisch, daß dadurch alles andere verdeckt oder „veredelt“ würde. Galt das mehr für das *chanson*, so eröffnete sich dem ausgesprochenen *Kouplet* die Satire, die politische sowohl wie die gesellschaftliche, und damit zweifellos ein weites Feld.

Neben dieser Hebung des Variété kündete Wolzogen als Zweck seines Ueberbrettl's die Befreiung der modernen Lyrik an, die, aus den Banden des Einbands losgelöst, Leben und Verbreitung gewinnen sollte. Auch dieser Gedanke hat mancherlei für sich. Unter der berücktigten deutschen Unlust des Bücherkaufens hat ja die Lyrik — von einigen Modelleuten abgesehen — am meisten zu leiden. Wenn es nun gelingt, durch Vortrag, durch Gesang und ammutige Darstellung breiteren Schichten die Kenntnis dieser Lyrik zu vermitteln, so ist das zweifellos ein Verdienst. Nur daß auch hier schon theoretische Bedenken aufsteigen. Die Lyrik ist Selbstbekenntnis, ist innerlichstes Aussprechen des Dichters zu dem gleichgesinnten Leser. Können solche Zartheiten der Stimmung, können Feinheiten der Form im dicht besetzten Saal, vor bunt zusammengewürfelter Zuhörerschaft, in ebenso bunt zusammengesetztem Programm zur Geltung kommen? Gewiß nicht! Es kann also diese Befreiung aus dem Buchband nur einem Bruchteil der Lyrik, und sicher nicht ihrem tieferen und feineren, zustatten kommen. Aber auch hier stellen sich noch Bedenken ein. Es ist ein Hauptvorzug des schildernden Dichters, die Begebnisse so lebendig darstellen zu können, daß sie als Bilder vor die zum Mitschaffen angeregte Phantasie des Lesers treten. Nach meinem Gefühl ist es in höchstem Maße unkünstlerisch, ja geradezu brutal, diese Bilder nun thatsächlich vorzuzeigen. Wenn Liliencrons köstliches „Die Musik kommt“ vorgemimt wird, so ist das um kein Haar künstlerischer, als die berücktigten „lebenden Bilder

zu Schillers „Glocke“ und dergl. — So steigen also gegen den Gedanken selbst schon genug theoretische Bedenken auf! Und nun erst gegen die gehandhabte Praxis.

Ach ja, Theorie und Praxis!

Es ist überhaupt überflüssig, daß wir uns so lange mit der theoretischen Würdigung einer Erscheinung abgeben, wo ihre praktischen Entstehungsgründe so offen zu Tage liegen.

Die Anregung zur Gründung boten nämlich keineswegs die von Wolzogen und seinen Freunden verkündeten Absichten der Hebung des Variétés und Verbreitung der Lyrik, sondern die längst vorhandene Einrichtung der Pariser Künstler-cabarets. Warum — so sagte man sich — sollten nicht auch in Deutschland diese Künstler-Tingeltangel möglich sein? Man könnte zur Antwort geben: weil es eben Deutschland und nicht Frankreich ist; weil bei uns der Künstler ganz anders arbeitet, als dort; weil bei uns das Leben dieser Kreise ein anderes ist, weil jene Kreise gar nicht in der Art vorhanden sind, und dergleichen mehr. Indessen, Wolzogen hat ja selbst die Berliner Bohème geschildert, das litterarische Kaffeehaus haben wir ebenfalls schon lange, eine Brettl-Litteratur ist in zahlreichen Gedichten der Jüngsten vorhanden — also! Man vergaß aber die Bedeutung der Tradition, man übersah das Formlose und Ungezwungene der französischen Cabarets, das Improvisatorische in den dort gebotenen Künstlerleistungen, den kameradschaftlichen Charakter der Zuhörerschaft — und gründete echt deutsch ein auf System gebrachtes Ueberbrettl mit fertigem Programm, mit allen Gewohnheiten und Formen des sonstigen Theaters und Variétés.

Es ist ja sicher, daß in den Gedichten Bierbaums, Liliencrons, Dehmels, Falkes, Wolzogens und anderer bereits eine — sagen wir einmal — Kaffeehaus-poesie vorhanden gewesen ist, die in den Junggesellenklubs dieser Herren längst ihre Probe bestanden. Aber es ist doch etwas ganz anderes, ob solch' lustiges Histröchen, ob eine niedliche Szene, ein spielerisches Liedl, eine derbe Satire oder meinetwegen auch eine etwas gewagte Burleske, aus der Stimmung heraus, in der sie geboren, im lustigen Freundeskreis aufsteigt, oder ob sie jeden Abend zu der und der Minute, von der und der Künstlerin einem dafür bezahlenden Publikum sorgfältig inszeniert vorgeführt wird.

Und hier beginnt die schiefe Ebene, auf der es schnell abwärts geht. Das „Ueberbrettl“ braucht im Gegensatz zum cabaret einen ausgesprochenen Theaterraum, engagierte Schauspieler, Regie, szenisches Material. Das Alles verursacht bedeutende Kosten und, um diese zu decken, bedarf es eines Publikums, und um dieses zu erhalten, bedarf es der Mittel, die ein Publikum anzulocken vermögen, und zwar ein großstädtisches Publikum, denn nur auf großstädtischem Boden vermag die Ueberbrettl-pflanze überhaupt aufzugehen.

Nun findet ja gewiß die Satire, wenn sie den demokratischen Simplizissimus-charakter annimmt, ein gewisses Publikum. Aber daß sie allein nicht weit reicht, beweist ein Blick in Blätter, wie Simplizissimus, Satyr, Laterne und wie sie alle heißen mögen. Die Satire reicht vor allem nicht für einen ganzen Abend.

Auch die stilgerechte Ausstattung, bei der Wiedermeier-Fracks, graue Pantalons, sezessionistische Riesenkrawatte und riesige Blumen im Knopfloch die wichtigste Rolle spielen, langt nicht weit. Der Vortrag lyrischer Gedichte, selbst ein ammutiges Ringelreihenpiel würde nicht viel helfen, — wenn nicht das Allheilmittel hinzukäme, wie es die gewiß nicht allzuprüde Münchener „Jugend“ in den Versen ausdrückte:

„. . . Aber sollt' in unsere Lieder
Sich mal doch ein Zötlein schleichen:
Kriegen die ihr Platzgeld wieder,
Die er-röten oder -bleichen.“

Das ist's, das Zötlein! Es ist nun einmal Thatsache, daß alle diese Ueberbrettl's im Geruche sittlicher Leichtfertigkeit stehen, und zwar in weit höherem Maße, als die erst-rangigen Variétés, wie etwa in Berlin Wintergarten und Apollo-theater. In den Augen des in Frage kommenden Publikums, der Modejünglinge, und Damen sowohl wie des auf sein „Vergnügen“ bedachten Spießers, ist die vielberufene künstlerische Freiheit nicht viel anderes, als die Ungebundenheit in der Darstellung des Geschlechtlichen. Dieses muß als Hauptanreizung des Publikums dienen, wobei ich gern zugebe, daß es der Kunst der genannten Herren Wolzogen, Bierbaum, Dehmel und auch Liliencron keine Ueberwindung kostet, diese Reizmittel zu verwerthen.

Nun braucht man gewiß nicht prüde zu sein; aber es ist doch gut, wenn man gewisse Vorkommnisse im Gedächtnis behält, zumal wenn sie außerordentlich charakteristisch sind, wie das beifolgende, das wir, um ganz unparteiisch zu sein, in der Darstellung der „Welt am Montag“, die als Milchschwester des „Simplizissimus“ gewiß unverdächtig ist, wiedergeben.

In der Nummer vom 13. Mai war folgendes zu lesen: „In Wolzogens Ueberbrettl gab es am Mittwoch einen kleinen Zwischenfall. Wie üblich, leitete Hans Heinz Ewers den Vortrag der pikanten kleinen Skizze: „Moderne Freier“ der pikanteren Marie Madeleine, ehe Gisela Schneider sie sang, mit einigen üblichen Worten ein und sagte dabei, daß Gisela Schneider Wert darauf lege, konstatiert zu sehen, daß sie jetzt Ansichten über die Treue der Frau vortrage, die nicht die ihrigen seien — daß sie lediglich die Sensationen der Dichterin künstlerisch nachempfinde. Sofort erhebt sich in der Loge Marie Madeleine (Frau Baronin von Puttkamer. Der Verf.) und hält eine kleine Ansprache an das P. T.: Sie protestiere; was sie geschrieben, habe sie geschrieben, aber objektiv, rein objektiv. — Die Gallerie brüllt, das Parkett grinst, in den Logen lächelt man.“

Ist das nicht eine ganz unwürdige und gemeine Komödie? Enthüllt das nicht auf's trostloseste den völligen Mangel künstlerischen Fühlens bei allen Beteiligten?! Hat man je gehört, daß ein Shakespeare sich verteidigen mußte, weil er das Laster in seiner getreuesten Gestalt zeichnete, daß ein Schauspieler den Verdacht von sich ablenken mußte, er sei der Schurke, den er darzustellen hat!

Dieser kleine Vorfall spricht Bände. Ueberzeugender kann gar nicht dargethan werden, wie Publikum, Darsteller und „Dichter“ dem Ueberbrettl gegenüber wirklich

empfinden. Und auch die Kritik ergriff bald das Wort dazu. Die „Gesellschaft“ z. B., um wieder ein Blatt zu wählen, das nicht im Geruche allzu heiklen Empfindens steht, schrieb in einem längeren durchaus wohlwollend gehaltenen Aufsatz: „Da hören wir, wie uns Damen der guten Gesellschaft ihre mannigfachen Abenteuer vorsingen, uns ihre „Verwahrlosung“ prostituieren und uns erzählen, wie sie „allzu empfänglich“ mit fremden Männern „ein verbotenes Spiel *marcato*“ gespielt haben, sich auf hundert Liebhaber „capricieren“, ja sogar jetzt „alle lieben“; und wir finden allerdings, daß das eine unnötige „Gleichmacherei“ bis zur Straßendirne herab vorstellt, die uns nun einmal nicht gefallen will. Ohne alle Moral-Prüderie, ohne jeden Tugendcant vermerken wir das, denn dergleichen hat ein Jeder mit sich selbst abzumachen; lediglich eine Frage des „guten Geschmacks“ und im Sinne des notwendigen „Distanzgeföhls“ (bar jedes unangebrachten Pathos) schneiden wir diese Materie hier an, und eine Thatsache nur wollten wir damit konstatiert haben, welche eben die schönen Programme alle Lügen straft. Denn Herabsteigen kann unmöglich „Höhenkultur“ bedeuten —: Hier soll man uns doch nichts mehr weismachen wollen.“

Es ist ja sehr schön, das der „gute Geschmack“ allein schon zu einer solchen Ablehnung führte, und es erst garnicht nötig ist, das deutsche Gefühl für Frauenwürde und Empfindungsreinheit aufzurufen, um Zoten als solche zu empfinden, auch wenn sie von jungen Damen noch so objektiv „gedichtet“ und vorgetragen werden. — Doch um vollständig zu sein, müssen wir auch kurz die Art der Darstellung beleuchten, und um auch hier einen unverdächtigen Zeugen zu haben, berufen wir uns auf die „Frankfurter Zeitung“, in der ein Wiener Korrespondent die Frage aufwirft: „Ist Wolzogens Ueberbrettl dezenter als das Brettl? Sind die Vorträge nicht ebenso zweideutig, reizen sie nicht gerade durch die litterarische Verkleidung gewisse Sinne ebenso wie die hübschen Dinge, welche die berühmten französischen Chansonetten-sängerinnen — verschweigen? Oder machen sie's auf dem Ueberbrettl grazioser, feiner, zarter, ästhetischer? Nein, nein! Sie kopieren und kopieren nicht einmal gut, einen ganzen Abend hindurch. Es ist eine bewußte, erzwungene, übersehte Lustigkeit, aber mit der „Hebung“ ist es nichts.“ — — —

Ich denke, damit ist es genug. Nach den Zeugnissen dieser unverdächtigen Kronzeugen braucht man nicht Puritaner oder prüder Verfester einer *lex Heinze* zu sein, um zu sagen: vom gefunden sittlichen Standpunkt aus ist das Ueberbrettl zu verwerfen, weil es äußerlich vielfach dazu angethan ist, beim Unkundigen andere Vorstellungen zu erwecken. Wer in den Tangel geht, weiß, was er zu erwarten hat. Ganz anders der, der nur von Hebung und Veredelung des Genres vernommen hat und sich nun Darbietungen gegenüber sieht, die nur durch die „Freiheit“ in Inhalt und Vortrag, vielleicht auch durch eine künstlerischere Form und das stilisierte Drumherum, sowie das kräftige Brimborium, mit der jede Nichtigkeit zur künstlerischen Offenbarung gestempelt wird, von allen anderen abstechen. —

Wie ist es nun aber mit der litterarischen Seite?

Es sind doch gute Namen, es sind unsere anerkanntesten Lyriker, die im Ueberbrettl zu Worte kommen, angesehene Vertreter der modernen Kunst, die die Leitung führen? —

Gewiß! Es ist auch schon zu Anfang bemerkt worden, daß das Ueberbrettl nicht entstanden wäre ohne eine gewisse Brettl-Litteratur. Vor allem Otto Julius Bierbaums spielerisches und, wie auch seine Operndichtungen zeigen, stark dekoratives Talent eignet sich vorzüglich zur Hervorbringung solcher Säckelchen, die ja an und für sich durchaus nicht sittlich minderwertig zu sein brauchen. Wir haben ja auch schon in der „Lebende Lieder“-Bühne den Versuch, das Ganze familienhafter zu machen. Aber, und darin darf man sich keiner Täuschung hingeben, für die Entwicklung der Litteratur, der Prosa erst recht, kann das Ueberbrettl keine Bedeutung haben. Jedenfalls keine gute. Eine schlechte insofern, als es einmal bei der naiven Zuhörerschaft falsche Vorstellungen über Können und Wollen der modernen Litteratur erweckt, da diese doch naturgemäß nur in ihren leichteren und laxeren Werken zu Gehör kommt; verderblich auch insofern, als die leichten und billigen Erfolge, die hier zu holen sind, für manchen schwächeren Charakter etwas Verlockendes an sich haben, so daß wir der Gefahr entgegengehen, zwar kein litterarisches Brettl, wohl aber eine verbrettelte Litteratur zu erhalten.

Sehen wir aber das Ganze von den höheren Gesichtspunkten der Gesamtentwicklung an, so ist das Ergebnis noch trauriger. Ist das nun das Ende der sogenannten „Revolution der Litteratur“? Was als Verachtung des Pöbelgeschmacks begonnen, was Mitfühlen sein wollte mit den hehrsten Wünschen, den tiefsten Schmerzen der Besten, das endigt mit dem Variété, mit pointierten Scherzchen und pikanten Eindeutigkeiten zur Unterhaltung eines nervösen und sinnlich überreizten Großstadtpublikums!

Um so besser dann, daß an der Entberlinerung der Provinzen gearbeitet wird, um so begrüßenswerter jede Heimatkunst, selbst wenn sie sich von einer gewissen Enge nicht freimachen kann.

Was mag nun am Ende die Triebfeder gewesen sein, die zweifellos begabte Schriftsteller, die ein so ursprüngliches Dichterherz wie Villon zum Ueberbrettl trieb? —

War es nicht die auri, und fügen wir gleich hinzu die glorie sacra fame?! Wir dürfen nicht verurteilen. Es giebt kein natürlicheres Gefühl beim Künstler und Dichter, als den Wunsch, zu wirken. Und da ist es heute sein tragisches Geschick, daß unsere Zeit in der That für die echte und tiefe Poesie wenig Empfängnis hat. Betrachten wir der Reihe nach alle die allgemein gepriesenen Dichter der Gegenwart, auch die des Auslandes, die Ibsen, Tolstoi, Björnson, Zola, — sind sie als Dichter und Künstler verstanden und gehört? Nein, vielmehr um der Tendenzen willen, die ihre Werke verfechten, also eigentlich wegen einer unkünstlerischen Eigenschaft.

Und da ist es denn begreiflich und entschuldbar, wenn solche Versuche unternommen werden, zu den Massen zu kommen. Begreiflich ist der Versuch, aber auch vergeblich. Durch Kompromisse wird hier nichts erreicht, durch Herabsteigen niemand gehoben. Nein, gerade in solchen Zeiten ist es die harte, aber unum-

gängliche Pflicht des Künstlers, auszuharren auf seiner hohen Warte, ein fester Punkt zu sein in der Flucht des nervös-haftenden Lebens um ihn herum.

Denn gerade der echte Künstler muß über das Publikum hinaus, an ihm vorbei die Volksseele fühlen. Er ist ja ein Stück von ihr. — Wir feierten in diesen Tagen den siebenzigsten Geburtstag eines Mannes, der das gethan hat, dessen Erscheinung darum auch uns allen wohlthut, wohlthut wie ein stilles Volkslied nach dem Singsang witziger Kouplets und leichter chansons: Wilhelm Raabe. Bei ihm und seinesgleichen — natürlich nur was künstlerischen Charakter betrifft — steht die wahre Poesie, steht die Entwicklung der deutschen Kultur. Nur „wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“

Im Tingeltangel sind nicht die Besten, darum wird es vergehen, wie alles Gesellschaftliche, zu dem es gehört, während bestehen bleibt das Volk und der Ausdruck seiner Seele.

Buchdramen und Schriftpoesie.

Von Heinrich Pudor.

Zu denjenigen Erfindungen der neueren Zeit, welche die größten Umwälzungen hervorgerufen hat und unserer Zeit zu einem Teile das Gepräge aufgedrückt hat, gehört unstreitig die Buchdruckerkunst. Indessen, wie alles in der Welt seine zwei Seiten hat, so auch diese Erfindung. Zwar können die Schäden, die sie verursacht, nicht im Entferntesten verglichen werden mit den Errungenschaften, die sie im Gefolge hatte, aber doch stellten sich auf manchen Gebieten Schädlichkeiten ein.

Das Wort, dessen sich die Buchdruckerkunst bedient, ist ein Klang, der ausgesprochen und gehört wird. Der Sinn jedes einzelnen Wortes ist ausgesprochen in der Art des Klanges. Das, was die Worte „Zittern, Raseln, Krachen, Donnern, Poltern z.“ bedeuten, ist in ihrem Klange ausgedrückt. So ist es mit fast allen Wörtern, so sind sie entstanden, so sind sie gebildet worden. Und als Klänge, als „Laute“ werden die Wörter gehört und vom Gehörinn aufgenommen, und es hat Sprachen gegeben, bevor es Schrift und Schriftzeichen gab. Indem man aber nun dann für das Wort als Laut ein Bild suchte und fand, das aufgezeichnet und angeschaut werden mußte, nicht aber gehört werden konnte, begab man sich aus der Sphäre des Gehörinnes in diejenige des Gesichtsinnes. Nunmehr wurde das Wort, obwohl „Laut“ genannt, gesehen, nicht gehört, wenigstens unmittelbar gesehen. Nunmehr wandte sich das Wort zuerst an das Auge, nicht an das Ohr. Und als die Buchdruckerkunst kam, lag die Gefahr nahe, daß man es vergaß, daß das Wort in erster Linie ein Laut, nicht ein Zeichen ist, ein Klang, nicht ein Bild, und daß es die Bestimmung des Wortes ist, gesprochen und gehört, nicht gebildet und gesehen („gelesen“) zu werden, daß mit einem Wort die Lautsprache von der Schrift und dem Druck unterdrückt wurde.

Dies war nun noch nicht so schlimm, so lange es sich um Gebiete handelte, welche dem Gehörner fern lagen, wenngleich unzweifelhaft der feine Instinkt für Laute und das Verständnis des Zusammenhanges zwischen Wort-Klang (Laut) und Wort-Bedeutung infolge der zunehmenden Verbreitung des Wort-Zeichens (Bildes) ganz im allgemeinen gemindert wurde. Am gefährlichsten mußte aber die Sache da sein, wo eine besondere Kunst aus der klangschönen Verbindung der Laute gemacht worden war, das heißt in der Dichtkunst. Wenn für die Dichtkunst eigentlich nur das Ohr und der Klang maßgebend waren, so lag nun die Gefahr nahe, entweder nebenbei auch das Auge maßgebend zu machen, oder die Wichtigkeit des Ohres für das Reimen zu übersehen. Es lag nahe, daß der Dichter die Worte so zusammenstellte, daß sie für das Auge schön zu sehen, abgesehen davon, ob sie für das Ohr zu hören waren. Die homerischen Gedichte waren Gesänge, von denen nur das Ohr Kenntnis nahm, die selbst ihre Dichter nur gesungen und gehört, nicht geschrieben und gesehen hatten. Ähnlich ist es mit den modernen Volksliedern. Daneben aber entstand eine Schriftpoesie, eine Buchdruckpoesie.

Hierzu kam aber noch etwas Anderes. Ursprünglich war es die Bestimmung der Dichtkunst, vermöge der Empfindungen, welche gewisse Lautverbindungen im Durchgange des menschlichen Gehörs wecken, in der Seele des Menschen entsprechende Empfindungen wachzurufen — kürzer gesagt, vermöge der Gehörsempfindungen seelische Empfindungen zu erregen. Bei den besten Gedichten der neueren Zeit ist die Bestimmung der Dichtkunst sehr wohl noch zu erkennen (z. B. Ueber allen Gipfeln — ist Ruh'). Mit dem Ueberhandnehmen der Schriftsprache lag aber die Gefahr nahe, nicht auf die Klang- und Lautverbindungen, sondern auf die Gedanken-Verbindungen den Nachdruck zu legen, schöne Gedanken zu verketten, unbekümmert darum, ob sie auch schöne Klänge ergaben.

Beides verband man nun. Man dichtete für das Auge und für den Verstand, nicht für das Ohr und die Empfindung. Und man mußte dies besonders in einer Zeit thun, die das Gehirnbrüten erfand, die sich in logischen und dialektischen Spitzfindigkeiten gefiel. So entstanden die Gedichte im engeren Sinne im Gegensatz zu den Liedern, also die Schrift und Buchdruckgedichte, so entstanden auch die Buchdramen. Diese Dichtungen lasen sich sehr schön, aber man hörte sie nicht gern — ein Zeichen dafür, daß sie ihre Bestimmung verfehlt hatten. Es mußte denn sein, daß man, gleichsam um nicht in Einseitigkeit zu verfallen, auch dieser Sphäre sein Recht lassen will und sie neben der anderen als berechtigt anerkennt. Und vielleicht ist es sie auch, so gut als die Fabel es ist und zur Dichtkunst zu rechnen ist. Nun darf man auch dann nicht vergessen, daß die Dichtkunst im engeren Sinne sozusagen Liederkunst ist, daß es ihre eigentliche Bestimmung ist, Gehörsempfindungen wachzurufen. Die Domäne der Wissenschaft ist der Gedanke, die Domäne der Kunst ist die Empfindung; die bildende Kunst hat es mit Gesichtsempfindungen, die Dichtkunst und Musik mit Gehörsempfindungen zu thun. Eine Dichtkunst, welche nur daran denkt, die Schriftzeichen nach bestimmten Gesetzen zu verbinden, ist Mathematik. Eine Dichtkunst, welche nur daran denkt, Gedanken zu verbinden und zu gliedern, ist Dialektik. Unsere größten

Klassiker sind stellenweise in diese Fehler verfallen — man begeht durchaus kein Verbrechen, wenn man dies ausspricht, und der Autoritätsglaube muß seine Grenzen haben. Wenn es im Erbkönig heißt: „Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an! Erbkönig hat mir ein Leids gethan!“ — so haben wir einen Vers, einen Reim, der lediglich für das Auge, nicht aber für das Ohr vorhanden ist. Noch auffälliger ist es bei folgendem Vers aus dem Goethe'schen Gedicht „Die Spinnerin“:

„Und des Flachses Steingewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber ach, ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.“

Jeder vernünftige Mensch wird zugestehen, daß dieser Vers, obwohl von Goethe herrührend, niederträchtig schlecht ist. Und das Schlechteste liegt eben darin, daß er ein Reim fürs Auge, nicht fürs Ohr ist. Das Auge ist hier vollkommen zufriedengestellt. Das Ohr ist aufs Höchste beleidigt. Denn bei den Worten: „ich konnte nicht mehr mit ihnen prahlen“ gehört „nicht mehr“ zusammen. Geschrieben läßt es sich wohl trennen, nicht aber gesprochen. Ähnlich, wenn es in dem Schiller'schen Gedicht „Der Abend“ heißt (Zeile 48, 49):

„Am Weidenbusche liegt der Schäfer,
Deß Lied das ganze Thal durchirrt
Und wiederholt im Thale wird.“

Dem Auge nach könnte man diesen Reim oder diese Assonanz als berechtigt anerkennen, fürs Ohr klingt sie ganz abscheulich, weil nämlich das Wort „wird“, obwohl nur Hilfszeitwort, am meisten betont ist. Noch schlechter ist folgender Vers aus dem Gedicht „Die Journalisten und Minos“ von Schiller:

„Seit zwanzig herben Jahren“
(Die Post, versteht sich, muß
Ihr saures Stündchen fahren
Hierher vom Crebus).

Am meisten wird bei Distichen gegen das Gesetz des Wohlklanges gefehlt. Man könnte dafür unzählige Beispiele anführen. Nr. 67 der Schiller'schen Botivtafeln lautet („Die Unberufenen“):

„Tadeln ist leicht, Erschaffen so schwer; ihr
Tadler des Schwachen,

Habt ihr, das Treffliche denn auch zu belohnen, ein Herz?“

Obwohl Schiller hier gegen das „Tadeln“ eifert, wird ihn doch Jedermann des Hexameters wegen tadeln müssen. Denn entweder das Metrum ist hier vollständig Nebenache; dann hätte füglich der ganze Gedanke in Prosa ausgesprochen werden sollen, anstatt ihn so häßlich zu rythmisieren; oder das Metrum sollte als wesentlich beibehalten werden, dann ist das Ganze verfehlt. Wir haben hier das richtige Lesegedicht, den Buchvers, der lediglich des Gedankens wegen gemacht worden ist, der sich im Buche leidlich ausnimmt, aber abscheulich klingt — man lese laut:

„Habt ihr, das Treffliche denn
Auch zu belohnen, ein Herz?“

Man wende nicht ein, daß es kleinlich, daß es pedantisch sei, derartige Ausstellungen zu machen; einem Lied und einem Gedicht den Vorwurf zu machen, daß es schlecht klingt, ist nichts weniger als pedantisch. Schiller hat bei den meisten Distichen die Rücksicht auf den Klang völlig außer acht gelassen. In der „Braut von Messina“ heißt es gar (Zeile 1966, 1967):

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut?
Heute umarmet Ihr Euch als Brüder,
Einig gestimmt mit Herzen und Munde,
Diese Sonne, die jetzt nieder
Geht, sie leuchtete Eurem Bunde!“

Es war dem Dichter hier lediglich um den Gedanken zu thun, nicht um den Klang, andernfalls hätte er nicht schreiben können: „Geht, sie leuchtete Eurem Bunde“. Mit Recht hat man das ganze Drama „Die Braut von Messina“ ein Buchdrama genannt.

Ähnlich war es übrigens auch in der Musik; auch hier wurden Schrift- und Druckzeichen erfunden, auch hier lag die Gefahr nahe, auf dem Papier zu komponieren unbekümmert um den Klang, und auch hier ist man häufig in den Fehler verfallen und hat ungeheurer „gelehrter“ Musik geschaffen, die aber leider recht oft recht schlecht klingt. Namentlich die Kontrapunktiker mit ihren sechsstimmigen Kanons und Fugen sind hier zu nennen, aber auch Brahms und noch mehr Dräseke sind in diesen Irrtum verfallen, Brahms fast nie in seinen Liedern, aber häufig in der Instrumentalmusik. Die Musik ist alsdann mehr Mathematik als Ton-Kunst, oder auch mehr Philosophie, Gedankenwühlerei, wie ebenfalls häufig bei Brahms. Es ist bezeichnend, daß die dem sinnlichen Wohlklang mehr zugänglichen romanischen Völker (Italiener und Franzosen) seltener in diesen Irrtum, der freilich bei Beethoven zu einem Triumph wurde, verfallen sind. Und an sinnlich wohlklingender Musik haben heute Delibes, Massenet, Vincent d'Indy, Rimsky-Korsakow prächtige Sachen geschaffen.

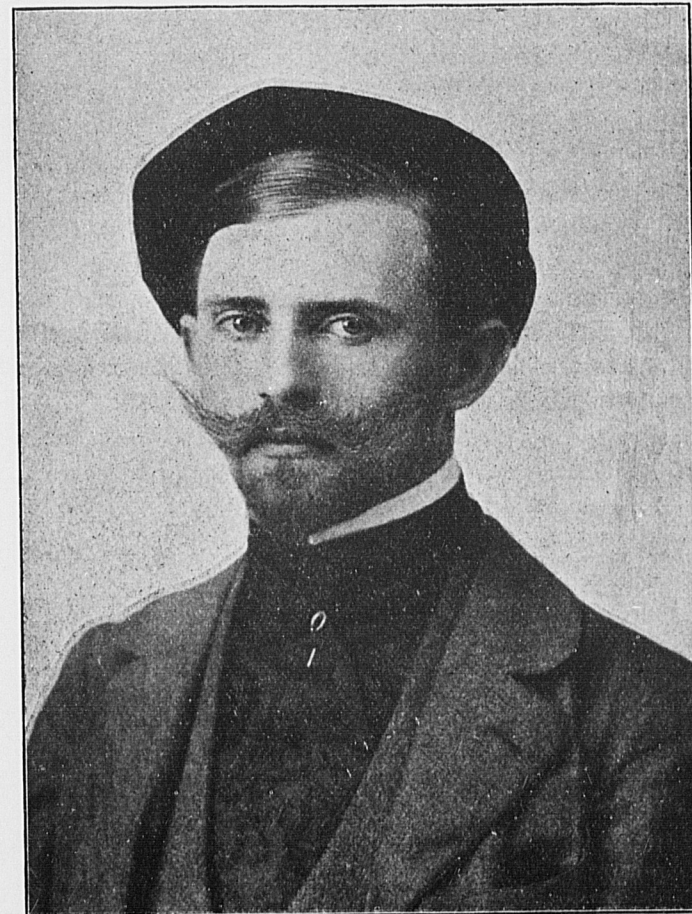
Es ist bekannt, daß Goethe es nicht gern sah, wenn man seine Gedichte in Musik setzte. Vermutlich deshalb, weil er unbewußt fühlte, daß seine Gedichte zum größten Teile für sich selbst schon Musik waren und sein sollen. Und in der That ist die Poesie Goethes, was seine Gedichte anbetrifft, zum geringsten Teile Buchpoesie, während es bei Schiller umgekehrt ist. Das kam auch daher, daß Goethe mehr Sinnlichkeit, Schiller mehr Tiefe hat, daß Goethe, wie man gesagt hat, ein psychischer, Schiller ein prometheischer Geist war. Goethe ist der Mozart, Schiller der Beethoven der Dichtkunst.

Aber abgesehen hiervon wird die Dichtkunst sowohl als die Musik gut daran thun, nie zu vergessen, daß sie in das Gebiet der Gehörskünste gehören, daß sie

es mit Lauten und Tönen, nicht mit Schriftzeichen zu thun haben, daß sie ursprünglich vom Munde in das Ohr, nicht vom Papier in das Auge fließen sollen.

Gans Bethge.

Litterarisches Portrait von Laurenz Kiesgen.



Ueber junge, kräftige Talente braucht sich die neue Zeit nicht zu beklagen. Wie viele wurden nicht in den letzten Jahren bekannt, die die Hoffnungen, welche auf sie gesetzt wurden, in schönster Weise erfüllten! Und immer treten neue hinzu, die den sprichwörtlichen deutschen Dichterfrühling immer wieder aufs neue [mit

lebendigem Sange erfüllen. Ein kräftiges Talent ist auch das, dessen Name und Bild vor uns stehen.

Von Hans Bethge las ich vor einigen Jahren ein paar kurze Skizzen in einem unserer großen Familienblätter, ich glaube, es war „Ueber Land und Meer“. Später fand ich ein Gedicht von ihm im selben Blatte: „Am Grabe Storms“. Diese kurzen, gehaltreichen Proben regten in mir das Verlangen, mich nach dem Dichter und dem, was er etwa schon geschrieben, umzusehen. Gerade um diese Zeit, es war 1898, erschienen seine Erstlinge: „Die stillen Inseln“, ein Gedichtbuch, bei Schuster und Vöfler, und „Syrinz“, ein Skizzenbuch, bei S. Schottländer in Breslau.

In beiden Büchern besticht die sichere und gewandte Art, wie das Wort verwendet wird. Kein Beziehungswort zu viel, kein Beiwort zu wenig, aber auch beileibe kein überflüssiges. Gerade als wenn den jungen Autor eine heilige Scheu vor der Majestät unserer Sprache zurückhielte, mehr von ihr anzuwenden, als gerade nach Maßgabe des Mitzuteilenden nötig war. In der gebundenen Rede erreicht er dadurch den Eindruck des Wichtigen, Bedeutenden; die Achtung vor dem Worte und das Nachdenken über die im Worte schlummernden Beziehungen der Vorstellungswelt könnten kaum durch ein anderes Verfahren besser erzwungen werden. Aber auch in der Prosa Bethges herrscht diese Oekonomie und prägnante Kürze. Es ist so garnichts von der phrasenreichen Begriffsfülle darin, die man sonst wohl und namentlich bei jungen Autoren so gerne findet. In diesem Sinne kann unser Poet mit Recht seine Prosa auch mit dem Ehrentitel „Gedichte“ ausstatten; die in der Sammlung „Stille Inseln“ als Intermezzo eingelegten vier Prosaarbeiten stören gar nicht in der Reihe der schönen Verse.

Um Bethges Prosa besser zu kennzeichnen, wäre er nötig, eine Probe, etwa „Der frohe Tod“ oder „In der Frühlingsnacht“ oder „Kinderseelen“, hier ganz hinzusetzen; aber der mir gewährte Raum verbietet es. Besser wähle ich darum einige Gedichte. „Andacht“ ist ein treffliches Beispiel der Naturauffassung Bethge's:

Der Abend brannte feierlich zu Thal,
Die Birken waren lauter Glanz und Gnade.
Ich trat in ihren golddurchspielten Saal
Und wanderte noch nie betretne Pfade.

Die Gräser sprachen, und die Wipfel klangen,
Und war ein wunderfames Duellentönen.
Und als dann meine Nachtigallen sangen,
Da ward es heilig wie im Land des Schönen.

Mein Ahnen wuchs und mit ihm mein Vertrauen,
Und war, als ob ein Himmel mich umwehte.
Ich stand in Demut, mit gesenkten Brauen,
Und stammelte die brünstigsten Gebete.

Manche Zeile wird beim ersten Lesen fremd anmuten; ein genaues Nachdenken muß aber die Richtigkeit der hier niedergelegten Anschauung, zugleich die

ungewöhnliche Neuheit und Frische der gewählten Bilder darthun. Wie ein Ausklang eines Dramas, dem ein Menschenleben zum Opfer wurde, wirkt in wenigen Worten das Gedicht „An eine Todte“ (III):

Ihr Auge war so sterbens-, sterbensmatt.
Die Sonne schien auf ihre Lagerstatt.

Sie sah mit Lächeln in das süße Licht.
Sie ahnte alles. Doch sie klagte nicht.

Die Sonne ging. Sie sah dem Scheiden zu.
Dann weinte sie und legte sich zur Ruh.

Und als der Abend still gekommen war,
Lag schon ein Kranz auf ihrem Mädchenhaar.

Daselbe Motiv hat übrigens den Autor auch zur dramatischen Ausarbeitung angeregt, („Sonnenuntergang“ Berlin 1901, Fischer u. Franke) worauf ich unten noch zurückkommen werde.

Dem Gedichtbuche „Die stillen Inseln“ ist bisher kein weiteres Versbuch Bethges gefolgt. Als ruhig, nur in künstlerischer Wehestunde Schaffender hastet er nicht Band auf Band auf den Büchermarkt. Er hofft indessen, im Laufe eines Jahres die Poesien, die in den letzten Jahren entstanden, in einer Sammlung zu vereinigen. Proben, die „Verse aus Spanien“ bieten, brachten die Zeitschriften „Stimmen der Gegenwart“ und „Der Spielmann“. Bethges Lyrik wird den stillen, innigen Ton, der so sehr unser deutsches Gemüt gefangen nimmt, nach diesen Proben noch vertiefen. Leser, die eine eruptive Lyrik suchen, mögen an Bethge vorübergehen. In ihm liegt so viel von der herzigen und weichen Träumerei der Stormschen Lyrik, daß er gegen seine Natur sündigte, wenn er starke oder aggressive Töne suchte. Es ist ein schönes Zeichen einer in früheren Jahren errungenen künstlerischen Reife, daß diese ganze erste Sammlung in jedem Stücke das Leise, Wehmütige und Hingebende seiner Eigenart an der Stirne trägt. Gerade darum wirkt sie einheitlich und eindringlich.

Was die Prosa skizzen Bethges außer der schon erwähnten Formreife weit über gewöhnliche Jugendproduktion hinaushebt, ist die Wahl der Motive. Es sind keine weltbewegenden Probleme, sondern die allereinfachsten Sachen, die uns da erzählt werden. Einfache Geschichten, erzählt mit einer verblüffend einfachen Sprache: das ist das Geheimnis ihres Erfolges. Auch dies betrachte ich als eine außerordentliche Probe der Selbstzucht, daß der Dichter hier nicht in die ihm vielleicht fremde Welt großer Probleme tauchte, sondern von seinem Eigenen nahm und gestaltete. Damit will ich nicht gesagt haben, daß Bethge keine tiefen Fragen zu behandeln vermöchte. Gleich in seinem neuen Prosa-buche liefert er dafür den Beweis.

„Mein Sylt“, ein Tagebuch (mit Bildern von Walter Leistikow), das im Kunstverlage von Fischer und Franke in Berlin erschien, ist ein eigenartiges, ein

bedeutendes Buch. Wenn es keine Veründigung gegen den Geist Goethes ist, möchte ich es ein modernes Wertherbekenntnis nennen. Es ist entstanden im Sommer 1898, und glaube ich gern, was der Poet mitteilt, daß er es „aus einem ganz persönlichen Erleben heraus“ geschrieben, und daß „eigentlich alles wahr in dem Buche ist.“ Die Seelenstimmungen eines jungen Mannes, dem sein Liebesglück, seine Hedda, stirbt, und der darüber wahnsinnig wird, — damit ist schon der Inhalt des Buches erschöpft. Auch in der Anlage gleicht das Buch dem Werther; wir haben nach der Vorrede das Tagebuch des Studenten der Philosophie Joachim Briest vor uns, eines „künstlerisch reich angelegten Menschen, der es jedoch aus Mangel an geistiger Konzentration nicht zu einer gedeihlichen künstlerischen Bethätigung bringen konnte. Er taumelte sein Lebtag aus einer Stimmung in die andere, gab sich jeder neuen Erscheinung mit Begeisterung und Leidenschaft hin, um sie beim Auftauchen einer anderen, die ihn für den Augenblick mehr reizte, ebenso schnell und unbekümmert wieder aufzugeben. Er empfand tief, oft zum Erschrecken, aber seine Empfindungen verbrauchten schnell.“ In Wahrheit ist dies die Signatur der modernen jungen Köpfe, die mit einem plötzlichen Leid nichts mehr anzufangen wissen und, wie hier, darüber den Verstand verlieren. Wenn nun auch die poetische Gerechtigkeit diesen Werther der *Décadence* dem Wahnsinn in die rächenden Arme führt, so liegt doch über dem Ganzen wie ein Duft der Refrain des Volksliedes:

„Plaisir d'amour ne dure qu'un instant,
Chagrin d'amour dure toute la vie . . .“

Außer der erschütternden Erscheinung des Todes, die mit unserem Joachim am hellen Tage zum Entsetzen der Gäste in das große Café tritt, das in der Strandstraße liegt, passiert dem Helden gar nichts Außergewöhnliches, und darum ist um so mehr die poetische Kraft anzuerkennen, die dies Buch der kleinen alltäglichen Erlebnisse bis zum Schlusse interessant hält. Die plötzliche Erscheinung des Trisims und die weiteren Blätter, die der geistig Verstörte giebt, sind meisterhaft geschaffen.

Das dramatische Stück „Sonnenuntergang“ ist wohl zu leise und zu intim, um auf der Bühne völlig wirksam zu werden. Gelesen macht es einen tiefen Eindruck. Ein Spiel in Versen „Der Jüngling und das Schicksal“ erschien in der deutsch-französischen Rundschau.

Hans Bethge wurde am 9. Januar 1876 in Dessau geboren, wo er seine Jugend bis zum 15. Jahre verlebte. Sein Vater war Landwirt in der Altmark. Nach seinem Tode siedelte die Familie nach Halle über, wo der Jüngling das Gymnasium absolvierte, um zunächst in Halle und Genf philosophische und literaturgeschichtliche Studien zu treiben. Viele Reisen führten den Studenten nach Italien, nach Südfrankreich, nach seiner „alten Liebe“, nach Sylt. Storm und Goethe wurden des werdenden Poeten Sterne. Zu der Künstlergemeinde in Worpsswede trat Bethge in engere Beziehung. Im Frühjahr 1899 promovierte er mit einer Schrift über die Technik Molières. Zu den Romanen zog es ihn auch in seinen Reisen hin, die ihn jetzt nach der Provence und nach Spanien führten. In

Barcelona lebte Bethge einundeinhalb Jahr. Die balearischen Inseln, Morokko, Portugal und die baskischen Provinzen blieben ihm nicht fremd, und nach einem kleinen Abstecher nach Worpsswede folgte er einem Rufe als Redakteur an ein großes Berliner Blatt.

Das sind in kurzen, dünnen Worten die Daten aus des Dichters Leben. Was sie für ihn an Inhalt bergen, kann man als Fernstehender kaum ermessen. Seine ausgesprochene Liebe zur Natur hat ihn von Kindheit an getreulich begleitet und fand im Schauen der schönsten Gegenden Europas reiche Nahrung. Bewegung ist sein Element gewesen; in der Kunst wird sie ihn zu den schönsten Erfolgen führen. So leicht es wäre, Hans Bethge eine reiche literarische Zukunft und Bedeutung zu prophezeien, die vorhandenen Publikationen sind mir Gewähr dafür, daß hier ein starkes, ernst arbeitendes Talent in die Entwicklung deutschen Schrifttums mit thatkräftiger Hand eingreift.

Karl May, eine Gefahr für unsere Jugend.

Von Georg Rujeler.

Wer ist Karl May? — Einer der gelesensten deutschen Schriftsteller, dessen Bücher sicher in mehr Exemplaren vorhanden sind, als die Werke von Hauptmann und Sudermann. Trotzdem kann man nicht sagen, daß er auch einer der bekanntesten Schriftsteller sei. Das kommt daher, daß er sich ganz heimlich verbreitet, wie die Quecke im Boden, wie die Wasserpest in Gräben und Flüssen. Er wird nämlich hauptsächlich von unserer Jugend gelesen, oder besser gesagt, geradezu verschlungen. Seine Bücher sind vorläufig noch teuer, und darum bleiben die Kinder unserer Mittel- und Volksschulen ziemlich von ihnen verschont; aber in Realschulen und Gymnasien grassiert geradezu eine Karl May-Seuche, die die Phantasie bis zur Fieberglut entzündet, um sie nachher zu verbilden und zu verkrüppeln. Sie erzeugt für die Folge einen jammervollen literarischen Geschmack, der sein Genüge an Hintertreppen- oder seichten Familienblattromanen findet. Wir haben aber in Deutschland alle Ursache, schon in der Jugend ein feineres künstlerisches Gefühl zu pflegen und die Menschen fähig zu machen zu edlerem Genuß. Vielleicht haben diese Zeilen den Erfolg, daß hier in kleinerem Kreise Eltern und Erzieher aufmerksam werden und sie nicht etwa durch Kauf und Geschenk der May'schen Räuberromane noch weiter verbreiten.

Karl May ist 1842 geboren und wohnt jetzt in Dresden-Radebeul in seiner Villa Schatterhand (genannt nach einem seiner Haupthelden). Ich will keinem Menschen Böses wünschen, aber ich gönne ihm nicht weitere 10 Jahre seines arbeitreichen Lebens; denn ich vermute, daß er dann noch 25—30 Romane schreiben würde, wie in der Zeit von 1890 an. Der Mann ließ 1892 sechs,

1893 fünf Romane erscheinen; seit 1880, wo er zuerst ans Licht trat, hat er ca. 40 Bücher geschrieben. Wenn die alle aus innerem Drange entstanden sind, so ist sicherlich das sehnsuchtsvolle Gefühl nicht unbeteiligt gewesen, das die Abenteuerer nach Klondyke treibt. In einem zerlesenen Buch, das ich in Händen habe, steht auf dem Titelblatt 21. bis 25. Tausend vermerkt. Auflagen zu 5000 von 600 Seiten starken Bänden, das genügt, und der Verleger (Fehsenfeld, Freiburg i. Br.) wird wissen, daß er damit nichts riskiert.

Nicht alle Bücher sind in deutscher Sprache geschrieben; Karl May beglückt auch andere Völker, namentlich die Franzosen. Hoffentlich wird er von ihnen noch mehr gelesen als von uns, damit wir den Schaden nicht allein haben. Die Titel der französischen Geschichten versprechen eigentlich noch mehr als die deutschen Bücher: Die Rache des Farmers, Die Piraten des roten Meeres, Ein Besuch im Lande des Teufels, Die Karawane des Todes, Ein geheimnisvolles Haus, Der König der Haiische — welchem Jungen wird da nicht das Herz zittern vor Begierde, über solch geheimnisvolle Schwelle einzutreten ins Reich der unbeschränkten Phantasie.

Von verschiedenen Seiten klagte man über Karl May; um aber nicht nach Hörensagen zu urteilen, habe ich zwei seiner dickbändigen Geschichten gelesen. Es waren einige der genußreichsten Stunden meines Lebens; denn abgesehen von dem Kopfweh und der wüsten Stimmung, die solche Bücher unausbleiblich hervorrufen, war es ein unzweifelhafter Genuß, zu sehen, wie ein gemeingefährlicher litterarischer Macher es anfängt, um urteilslose Leser in Spannung und Aufregung zu versetzen. Die erste Geschichte „Der Schatz im Silbersee“ ist im Grunde genommen zusammengeraubt aus Coopers Werken. Es ist die bekannte Indianer- und Waldläufergeschichte, aber ohne die Poesie, ohne die Charakteristik und ohne die Sachkenntnis Coopers, freilich auch ohne dessen Weitsehigkeit. Man braucht nichts zu überschlagen, ein Ereignis drängt das andere. May weiß frisch und flott zu erzählen, das ist sein einziger Vorzug, aber gerade dieser macht ihn gefährlich. Ein künstlerisches Gewissen hat der Mann nicht; das zeigt seine Häufung der unglaublichsten Heldenthaten und der blutigsten Gräucl. Imponierend weiß er seine Helden einzuführen. Sie sind alle Leute von blankgeputztem Herzen, sehr gutmütig im Grunde, und so stechen sie brillant ab gegen die Scheusale der Erzählung; ihre eigentliche Ausrüstung besteht aber in ungeheurer Körperkraft oder in ebensolcher Gewandtheit, oder in wunderbarem Scharfsinn und erfindungsreicher List. Ein solcher Kerl muß ja der Jugend imponieren. Cooper hatte an einem Lederstrumpf genug für fünf Romane, May bringt fünf solcher Helden in einen Roman hinein. Ebenso wiederholen sich im Grunde die Abenteuer, obgleich May entschieden Phantasie besitzt in der Erfindung der gefährlichsten Situationen und der verblüffendsten Lösungen. Manches ist natürlich unwahrscheinlich im höchsten Grade; einem solchen Vielschreiber passiert es auch, daß er irgend eine Thatsache ganz wieder vergißt. Seinem Hauptbösewicht, dem roten Brinkley, hat er z. B. die Ohren abgeschnitten; noch in derselben Stunde setzt dieser aber seine Thaten weiter fort, und er hat keine Schmerzen und kein Wundfieber, weil die verlorenen Kleinigkeiten eben nie wieder erwähnt werden.

Sodann las ich „Durch das Land der Skipetaren“ (Albanesen). Dieser Roman ist wohl nur ein Kapitel aus einer vielbändigen Romanfolge, die den Zweck hat, den Boden des türkischen Reiches abzugrasen. „Durch das wilde Kurdistan“, „Durch die Schluchten des Balkan“, „Der Schut“, scheinen unter anderen dazu zu gehören. Der Untertitel ist „Reiseerlebnisse von Karl May“, und erzählt wird natürlich in der Ichform. Werden die Jungen aber ein Staunen kriegen! Alles, was in der andern Geschichte Old Firehand, Old Shatterhand und Winnetou vollbrachten, thut in dieser „Ich“, also Karl May. Er ist ebenso stark, gewandt, vorausschauend und listig wie sie, und ebenso schlau: denn wenn er die Erzbösewichte in Händen hat, mürkst er sie nicht einfach ab, sondern läßt sie entweichen, — damit seine Geschichte nicht schon auf der 100. Seite zu Ende geht. Sein Rezept für beide Romane und wahrscheinlich für alle ist dies: Nimm einen oder einige Bösewichte, lasse sie verfolgen von einem oder einigen Helden, laß sie oft beinahe, bis zum Schluß aber nie ganz erwischt werden, laß die Verfolgten die verwegendsten Pläne ersinnen und ausführen; damit sie den Verfolgern aber nicht schaden, müssen dieselben sie rechtzeitig erlauschen, um dann die furchtbarsten Gegenminen legen zu können. So gleichen sich denn die Romane wie ein Ei dem andern, ob's in Amerika oder in die Türkei gelegt wird. Von einer eindringlichen Schilderung von Land und Leuten ist nie die Rede; um die Erzählung originell zu machen, läßt der Verfasser seine Helden manchmal indianisch oder türkisch welschen, in anderen Romanen vielleicht auch noch arabisch, kurdisch, persisch, chinesisches — denn Karl May versteht alle diese Sprachen und ist auch als Uebersetzer darin thätig. Deutsch kennt er dafür etwas weniger.

Karl May bezeichnet sich als katholischen Schriftsteller. Warum das? Ein Mann, der solche Schauer geschichten schreibt, ist nicht einmal ein Christ; denn er verdirbt die Jugend um des schnöden Mammons willen. Sie braucht keine spezifischen Jugendschriften; sie soll schöpfen aus dem tiefen Born unserer Nationalliteratur. Gott bewahre sie vor solchem Schund, freilich auch vor jenen zusammengeflackten Machwerken, die von Frömmigkeit, Moral und Patriotismus triefen und doch so gar nichts von diesen schätzenswerten Dingen einpflanzen können in ein kindlich Gemüt.

Franz Himmelbauer.

Von Maurice von Stern.

„Waldsegen“¹⁾ nennt Franz Himmelbauer ein Bändchen Prosa-Dichtungen, die so gemütvoll und gleichzeitig von so blendender Stilreinheit und Stileinheit sind, daß man sie nicht nur mit naivem Genuß, sondern zu bleibendem ästhetischen Gewinn auf sich einwirken lassen kann.

Gemüt ist heutzutage ein in Mißkredit geratener, unpopulärer Begriff. Gegen die falsche Rührseligkeit und den berechneten Apell an die Thränenndrüsen, die sich früher in der für das deutsche Haus bestimmten Litteratur bemerkbar machten, hat sich seit den achtziger Jahren eine Reaktion geltend gemacht, die nicht einmal die guten alten Begriffe mehr bestehen lassen will. In den Ohren der modernen Neuerer hat nun einmal z. B. das Wort „Gemüt“, namentlich in Verbindung mit dem Adjektivum „deutsch“, einen unangenehmen, verdächtigen Klang.

Wer aber nicht im Banne der Schlagworte steht und sich in bezug auf die einfachen Thatfachen unseres geistigen Lebens die Unbefangtheit bewahrt hat, der wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß, was wir „Gemüt“ nennen, ein unentbehrlicher Bestandteil des Künstlerischen ist. „Aller schönen Künste weit und breit Grundbedingung ist Gutherzigkeit“, sagt Karl Spitteler. Wenn wir also unter Gemüt jene Grundstimmung von Heiterkeit und Liebe verstehen, ohne die keine Schöpferfreude möglich ist, so werden wir damit einen der leitenden Gesichtspunkte bezeichnet haben, von dem aus die nüchterne, seelenlose Methode der naturalistischen Beschreibung abgelehnt werden muß. In den Dingen der Außenwelt so gut wie der Innenwelt steckt Seele, die nicht optisch, sondern einzig durch die Kraft der Phantasie und des Gemüts ergriffen werden kann. Wer auf dieses Mittel der Durchdringung der Welt verzichtet, wird trotz aller scheinbaren „Naturtreue“ nur ein flaches, unbeseeltes Weltbild gewinnen.

Was Franz Himmelbauer neben seiner Stilreinheit auszeichnet, ist Gemüt im ästhetischen Sinne des Wortes. Er naht sich den Dingen und Gestalten mit Liebe und herzlicher Heiterkeit, und zum Dank dafür geben sie ihm ihre ganze Seele und strahlen ihr verborgenes Leben freundlich in seinen Dichtungen wieder.

Jede dieser kleinen Prosadichtungen ist ein kleines Kunstwerk. Bei der großen Schlichtheit der Vorwürfe wird allerdings vielleicht nur der Kunstkennner den hohen Wert der Bücher voll zu schätzen vermögen.

Als von wundervoller Schönheit und Linienstrenge erschienen mir namentlich „Blauländchen“, „Maria im Gebirge“ und „Der wunderschöne, große, rotgoldene-

¹⁾ Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Apfel“. Die tiefe Symbolik des letzteren wirkt um so ergreifender, als die Darstellung eine durchaus realistische ist.

Das Buch wird, da es trotz der Tiefe der Symbolik die Naivetät und Realistik des Märchens festzuhalten weiß, vom raffiniertesten Kunstverständigen ebenso wie vom Kinde genossen werden können.

Für die Lyrik Franz Himmelbauers gilt auch das über seine Prosadichtungen Gesagte. Sie ist schlicht, naiv, gemütvoll und eigenartig, dabei in formaler Beziehung tadellos rein und durchsichtig. Die Dichtungen Himmelbauers sind Spiegelungen einer reinen, zarten und feurigen Seele, die vielleicht nicht geschaffen ist, die Welt zu beherrschen, wohl aber mit Anmut zu genießen und genießend zu verklären.

Adolf Schwayer.

Von Maurice von Stern.

Adolf Schwayer's erzählende Dichtung „Die Waldhochzeit“¹⁾ vermittelte mir die Bekanntschaft mit dem Dichter, der sich früher schon auf dramatischem Gebiet versucht hatte. Die Dichtung erweckt durch ihren gemütswarmen Ton und ihre einfache und edle Sprache einen sehr günstigen Eindruck. Auch in der Behandlung des Psychologischen, z. B. in der Darstellung des Zustandes geistiger Depression in der Gestalt des Helden und der Mischung von Liebeseligkeit und Resignation an derjenigen der körperlich mißgestalteten Heldin, erweist sich Schwayer als Dichter von nicht alltäglicher Begabung. Ebenso in den landschaftlichen Schilderungen, die hohen lyrischen Schwung verraten.

In der Begründung der Katastrophe versagt indessen die Kraft des Verfassers. Erscheint die Eifersucht des Helden auf der einen Seite psychologisch ebenso ungenügend motiviert, wie die Leichtigkeit befremdend wirkt, mit der sich der Held einem nichtigen, tief unter ihm stehenden Wesen zuwendet, so ist der tragische Schluß sogar in mechanischem Sinne nicht überzeugend genug begründet. Sollte es sich hier um wirkliche Begebenheiten handeln, so muß theoretisch bemerkt werden, daß die Dichtung die Verworrenheit des Lebens mit dem Licht ihrer Klarheit zu durchdringen hat. Ereignisse, die im Leben ungenügend begründet erscheinen, sind nur dann ein der Kunst würdiger Stoff, wenn es ihr gelingt, die im Verborgenen unerkannten logischen Gesetze ins Licht vollkommener Klarheit zu erheben und so gewissermaßen als Korrektiv des Lebens wirken zu lassen.

Im allgemeinen ruht Schwayer's Kraft mehr auf dem Gebiet der Schilderung des intimen Seelenlebens, namentlich desjenigen, das sich einsam und verwundet

¹⁾ Linz 1899, Druck und Verlag der D.-b. Buchdruckerei und Verlagsgeellschaft.

vor der Welt verschließt, als auf demjenigen der Darstellung von Thatfachen. Die Seelenkämpfe des aus Liebe resignierenden Mädchens sind namentlich tief und überzeugend geschildert und legen Zeugnis davon ab, daß Schwayer sich in die Geheimnisse des Frauen-Gemüts zu versenken weiß.

Auf künstlerisch sehr viel höherer Stufe steht das Volksstück „Ostern“, ¹⁾ das am 18. März 1901 mit starkem Erfolg über die Linzer Bühne ging. Die Sprache (niederösterreichischer Dialekt) ist volkstümlich und echt, die szenische Anordnung des sich ohne Verwandlung auf einem und demselben Schauplatz in einem Aufzuge abspielenden Stückes geschickt und wirksam.

Allerdings ist auch hier die sehr viel schwierigere psychologische Begründung überzeugender, als die mechanische. Das Szenische ist klar und kraftvoll vor uns hingestellt, während die Thatfachen, besonders am Schluß der Dichtung, nicht genügend vom Geiste zwingender Causalität durchdrungen sind und deswegen den Anschein nicht nur des Zufälligen, sondern sogar des künstlich Konstruierten erwecken. Wenn der tragische Knoten einmal so straff geschürzt ist, so bedarf es stärkerer und überzeugenderer Mittel, um den Leser und mehr noch den Zuschauer zu einer wirklichen Katharsis gelangen zu lassen. Die Schwierigkeiten lösen sich allzu leicht und erwecken deswegen das Gefühl nicht genügenden Ernstes. Zu einer Tragödie scheint sich das Stück zuspitzen zu sollen, und es schließt mit allgemeiner Zufriedenheit und mit einer poetischen Gerechtigkeit, die der herben Realität des Lebens wohl kaum entspricht.

Die Gestalten sind scharf charakterisiert und atmen wirkliches Leben. Einzig diejenigen des Gasthofbesizers und der Schulmeisterswitwe lassen es an Klarheit ein wenig fehlen. Die Kluft zwischen der utilitären Gemütsroheit, die man ihnen nach der Darstellung des Dichters zutraut, und den gemeinen Praktiken, zu denen sie sich zum Schluß bekennen, ist so groß, daß man den Mangel vorbereitender Uebergänge peinlich empfindet.

Alles in Allem ist Schwayer's „Ostern“ ein ehrliches Stück Arbeit, das uns zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.

¹⁾ Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Neue Frauenlyrik.

Skizziert von Karl Ernst Knodt.

Ein starkes lyrisches Talent ist Dora Stieler, eine Tochter des bekannten Karl Stieler, des ewig-jungen Dichters aus der oberbairischen Gebirgswelt, der vielen durch seine hochdeutschen und Dialekt-Dichtungen lieb geworden ist. Dieser Dora Stieler Buch ist noch nicht ganz ausgeglichen und nicht in allen Teilen von gleichem künstlerischen Wert. Aber Wertvolles steckt doch genug in ihrem Wesen, um sie mit gutem Gewissen als ein echt dichterisches Talent zu taufen. — Es sind eine ganze Reihe von Rubriken in die sie die 155 Seiten ihres bei Adolf Bonz-Stuttgart erschienenen, hübsch ausgestatteten Buches registriert. Darauf kommt's ja nicht an, sondern auf das, was sich in ihnen zur Ruhe fängt und nach dichterischer Aussprache ringt, denn eine ringende Seele ist ihre Liederseele, die nicht rasten wird, bis daß sie ganz ruht in dem Gott, zu welchem wir geschaffen sind.

Sie führt sich zunächst als einen „Wildling mehr“ auf Gottes waldegrüner Erde ein und bekennt sehr unverfroren:

„Mit meinen zwanzig Jahren, die mir der Wald betaut!
Hab ich's noch nie erfahren, daß man mir nachgeschaut.
Der müßte mich erbarmen, der sich auf mich besinnt:
Mich kann allein umarmen der wilde Maienwind“ . . .

Und von ihren ersten Liedern singt sie: „Sie sind nicht für die Weisen, mein Wald — sie sind für dich! Für Finfen nur und Meisen, und gut genug für mich“ . . .

Aber es steckt doch, wenn wir weiter lesen, ein Mehr im Buch und für Mehrere! Als Motto könnte man ihm den Vers auf S. 9 vorsetzen (An Gott):

„Der Du es mir gegeben — Mir so das Loß gelegt —
Hab Dank für dieses Leben — Von Lammengrün umhegt!
Der du im Sonnenregen — Dein Angesicht verdeckt:
Es wächst doch Dir entgegen — Was wild im Wald erwächst!“

Welch ein reiches Leben blüht schon in den ersten Lenz-gedichten („Es atmet jeder Blütenstrauch — das glühende Gebet um Leben“) und wahrlich: der Dichterin ist es geglückt, den „wilden Bub“ richtig in Reimen einzufangen. — Und ob ihre „Narheiten“ doch nicht ihr Wesentliches verraten? . . . „Zauchzendes Freuen: mein Werktagkleid! Silbernes Lachen: mein Halsgeschmeid! Laufe in Kinderstuhln, die selig machen! Goldene Freiheit glänzt mir um die Hände! Uebermut flocht ich in die Zöpfe! Und kommt ein Leid des Wegs: trifft mich im Perlenkranz leuchtender Thränen“ . . . Genau so denk' ich mir unsere Dichterin. — Ich bin kein ausgeklügelt Buch — Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch: das mag wohl von ihr gelten! „Ich mag nur Seligkeit — flammengeboren“ . . . „Hoch trägt nur tiefe Flut“ . . . „Nur in Sturm und Blut lebt sich ein Leben“: wagt sie der Welt zu antworten. Ein großes Herz eignet unserer Dichterin und ein gütiges Herz: „Und ob auch viele pochen — sie finden alle Raum“, ruft sie den geliebten Menschen zu. „Glutheißes Glück nur einen Tag — und an dem Tag das Sterben!“ Was sind das Alles doch für zündende Sätze!

Es geht ein deutliches Werden und Wachsen durch das Buch. Je weiter wir uns einlesen, desto gewaltiger wird's und wirkt's. Tiefe Töne durchzittern die Totenlieder. „Der schwerste Sturm wird still an deinem Grab . . . Ich hab das stumme Schicksal wild getadelt — Bis mir Dein Schweigen eine Ahnung gab — Von der Veröhnung, die das Leben adelt“ . . . Die Zeiten zwingt sie damit, daß sie sagt: „Wenn ich mit letzten Kräften strebe — Zum Meer der Ewigkeit hinaus — Daß dies nur brandet: Lebe! Lebe! — Und keine Welle rauscht: Ruh aus! . . . Welche Lebensenergie! Auch Irre Mächte kennt sie: „Es funkelt jeder Stern „Genießen“ — und ich hab einzig nur entbehrt!“ — — Und wenn die Lieder einer Blinden nicht aus eigenstem Leid geboren sind, so sind sie doch so durchseelt, daß sie jedem Blinden eine erlösende Aussprache werden dürften. „Die tiefste Nacht kennt keine tiefere Nacht . . . Wie wunderbar ist doch das Gesunden . . . Wie tiefverklärt das Wissen: Es ist gut!“ — Dem auch davon, von Fried' und Freud' in Gott, weiß uns die Dichterin zu sagen: „Noch singen hier und dort die Glocken den Heimatruß vom Paradies“ . . .

Und ihr herrliches Vaterhaus, das Stielerhaus am Tegernsee segnend, fühlt sie zugleich ein höheres Heimweh, das sie ganz eigenartig verewigt auf S. 114:

„Es glänzt ein Stern in meine Nacht, Der hat mich um den Schlaf gebracht. Ein Feuer brennt in meine Naht Und das versengt das Herz mir fast.	Ein Uhrwerk rasselt unentwegt, Das dröhnend jede Stunde schlägt, Bis matt das erste Frührot glüht . . . O Heimweh, wirst du nimmer müd?“
---	---

Hat die Dichterin ihr Lieberbuch mit dem Lenz angefangen, so beschließt sie's mit Liedern an den Herbst, aus denen das ganz Goethe'sche Gedicht sich hervorhebt:

„Natur, wie du Erinn'ung spinnst, Von goldner Ruhe selbst umspinnen. Wie Du Dich still zurück befinnst Auf Lenz und Sommer, die verronnen. Ein Lächeln um dein Antlitz streift, Das Sonnenfunken noch umweben . . .	Durchblüht, durchstürmt und ausgereift Hast du dein wunderreiches Leben Und giebst nun jeglichem Gemüt Die letzte, lächelnde Gewährung: Was recht gestürmt, was recht geblüht, Reist aus zu goldener Berklärung.“
--	--

Und wie Agnes Miegel ihr Kleopatra-Gedicht hat, so hat Dora Stieler einen ganzen Cyclus Kleopatra-Gedichte, durch die eine rastlose Sehnsucht rast. Doch dies und Alles löst sich veröhnt und veröhnt auf in dem vollen Schlusakkord:

„Möchte dem Herrgott nur Einmal begegnen. Wenn ich im tiefsten Tann	Einsam ihn fände, Küßte dem Gütigen dann Dankbar die Hände.“
---	--

Ich wünsche Dora Stieler eine ungestörte, stille Weiterentwicklung ihres schönen Talentes und recht viele gestimmte Leser.

Marie Madeleine. Wer keine Himmelsthore aufzuschließen hat, sollte seine Höllenthore zulassen.“ Welch ein Kontrast zu der vorigen reinen Frauenseele — diese Marie Madeleine mit ihrem „Auf Kypros“. Ein wahrer weiblicher „Richard Dehmel“ ist dieses hypermoderne Menschenkind, diese demi-monde-Dame und Dichterin, die immer müde ist, entsetzlich müde macht und noch mehr als langweilt — nämlich ärgert und quält. 17 Jahre soll dieses — nicht Ueber-, sondern Untermädchen gewesen sein, als sie dieses ihr Kypros-buch wagte und eine Novelle „Sybille“, die mir damals gleichzeitig zu Gesicht kam, letztere ein ganz pervernes Machwerk! Heute wird nun diese Marie Madeleine bereits auf dem Ueber-Unter-brettel gesungen, wohin sie auch gehört, die jetzige „Frau von Puttkammer“. Man schämt sich als Mann für ein solches Weib, das sich nicht mehr schämt — und ich würde auch einfach über solche Sümpfe den Sprung wagen, wenn nicht zugleich seltsam bethörende Blumen den Sumpf umrahmten, Blumen, deren Düfte die leicht bethörte Jugend bestricken und in den

Sumpf hineinziehen können. Es ist immer gefährlich, daß solches Gift mit Geist gemischt ist. Der Satan hat Geist, ist Geist, und wenn er Seelen morden will, kleidet er sich in einen Engel des Lichts. Marie Madeleine macht schon weniger Umstände, sie meidet jede Drapierung und geht als modernes Menschenkind in der Ungeniertheit noch weiter als ihr fast vergötterter Lucifer“ . . . „Laß mich vergehen in deinen Armen, mein Gott und Geliebter Lucifer“ . . . „Das sündige Augenpaar des Uebergewalt'gen, des Auserkorenen — aus der Cherubim strahlenden Schaar — lächelt die Dual der Ewig-Verlor'nen“ . . . In einem andern Gedicht nennt sie sich selbst „Madonna mit den Augen der Hetäre“ . . . „Ich gab Dir von dem Gift, das in mir ist; ich gab Dir meiner Leidenschaften Stärke, und nun, da Du so ganz entlodert bist, graut meiner Seele vor dem eignen Werke“: welche teuflische Selbsterkenntnis, ohne Möglichkeit einer Reue, erweist das! — Dazwischen dann wieder reinere Klänge wie auf S. 28: „Die fernem, fernem Berge“, oder die Gedichte auf S. 31—35, wo sie im letzten „Herbstlicht“ einmal die Klage erhebt: „Meine junge Seele zittert vor Leid“, und weiter: „Ueber meiner Jugend lastet so schwüle Blut“ . . . Sie spricht auch von ihres „Herzens Krankheit“: Kein Feuer der Hölle brenne so heiß . . . Und in der That: krank ist diese Aphrodite-Priesterin durch und durch — aber eben wodurch? Sie sagt's ja selbst: „Ich habe meiner Sinne Brand gefühlt — in aller Laster höllischen Schaar“. — Sie redet selbst von ihren „degenerierten, mänadenhaft-perversen Trieben“. „In mir stöhnt dumpf das Tier“ . . .

Deutschland, wie faul muß Dein Boden sein, wenn er solche Giftpflanzen zeitigt! In den Apothekerschranken schließest Du die Gifte des Leibes sorgfältig ein, aber solches Gift, das die Seelen und Leiber zerstört, läßt Du ungestraft in Lied und Litteratur dem Volke reichen? — —

Zwar läßt sie ihren Lucifer auch einmal fragen: „Wann kommt mein Friede?“ Aber sie ruft ihm selbst zum Abschied zu: „Ich weiß es ja, daß ich verloren bin — denn nichts kann meinen großen Durst mir kühlen“.

Wie heißt's doch dort in des gekreuzigten Christus Erzählung: „Ich leide Pein in dieser Flamme!“ — Wohl! es giebt ein Feuer, das nicht stirbt und ein „Zu spät“, wo auch der Weg von Kypros nach Golgatha nicht mehr gegangen werden kann. Für jede aufrichtig-bereuende Maria Magdalena hat der Heiland immer noch ein: „Ihr ist viel vergeben!“ wie das weitere: „Sündige hinfort nicht mehr!“ Wer aber sein Maria Madeleinetum dazu nützt, daß er damit noch kokettiert und es zu Versen mißbraucht, den kann auch kein Erlöser lösen! Man braucht noch lange kein „Pfaffe“ zu sein, um da zu „drohen“ und zu „verdammnen“. Wer ein solches „Glaubensbekenntnis“ als Schluswort stellt: „Ich liebe die Begierde, die keine Erfüllung kennt — Ich liebe die rote Flamme, die meine Seele verbrennt“ — der ist gerichtet, ebenso wie durch den Schlusatz: „Ich liebe die Entsagung — weil sie die Wollust ist“ . . .

„Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“: das hat auch kein „Pfaffe“ gesagt. Es ist wirklich zum Weinen, daß ein deutsches dichtendes Weib so weit seiner Würde vergessen konnte!

Einen erfreulichen Fortschritt dagegen bedeutet das neue Versbuch einer **María Janitschek**, „Aus alten Zeiten“ — nicht etwa wegen der Stoffwahl, die eine ausschließliche aus der heiligen Geschichte ist, sondern wegen der Stimmungsreinheit, die in dem Buch durchweg festgehalten ist und die bisweilen ganz ergreifend wird. Man kann ja auch das Heilige unheilig machen: das erweist Sudermann's „Johannes“. Aber Maria Janitschek, die früher ein Neufsteres in der Frauen-Emancipation gewagt hat, scheint mit diesem Versbuch einen entscheidenden Schritt zurück, resp. nach dem

wahren Vorwärts der Selbst-befiegung gethan zu haben. Noch ein größeres Wagnis das! Denn das größte Wagnis ist — eine Wiedergeburt im Geist! Ich habe mir vorgesetzt, dieses Buch noch einmal in anderm Zusammenhang (bei einer Studie: „Ueber die Behandlung biblischer Stücke in der modernen Litteratur“) zu bringen. Hier gilt es nur, die Identität von edler Form und edlem Gehalt in den Versen nachzuweisen. — Es sind meist knappe, plastische Bilder aus der heiligen Geschichte, und zwar aus dem Alten Testament: über Gomorrha — Sarai — Beth-El — Moses — Jesaias — Saul — David — Jonathan — Elias — Esther — Hannah — Jeremias — Daniel, und aus dem Neuen Testament natürlich vorzugsweise die einzigartige Gestalt Jesu, eingeleitet durch das „Frohlocken“: „Ueber die Nebenhügel — geht eine klingende Stimme. — Selig die hören:

Ueber die Nebenhügel — Neigt sich sterbend das Leid. — Selig, die trauerten!
— Ueber die Nebenhügel — Kommt ein großes Licht. — Heil Dir Sohn Davids!“ . . .
Alle Stücke sind von hohem Stimmungsgehalt und keuscher Schönheit — als Beispiel nur noch das eine: „Des Großen Schicksal“:

„Sturm, hast Du ein Heim? — Tau, hast Du eine Hütte? — Sterne, dürft ihr ruhen? —

Am grauen Abend jagte er leise:
Die Füchse haben ihre Höhlen,
Die Vögel haben ihre Nester,

Nur der Menschensohn hat nichts, — um sein Haupt darauf zu betten“ . . .

Ist's auch nicht der ganze Christus, der uns daraus grüßt, so ist doch das Buch gerade von dieser Seite her als ein willkommener Beweis zu begrüßen, daß die Kunst, welche die wahre Schönheit ehrt, auch vor diesem Schönsten unter den Menschenkindern in Anbetung stille stehen muß.

Als ein künstlerisch weniger wirksames Talent erweist sich **Rosa Mühsamen** in ihrem bei der deutschen Verlagsanstalt Concordia-Berlin herausgegebenen Versbuch. Stimmungsrein sind ja ihre Lieder auch alle und reif durch Erfahrung und reich an Lebenslehren. Dagegen mögen sie künstlerisch weniger befriedigen. Aber es ist ja auch nicht die Absicht der stillen, bescheidenen Dichterin, die moderne Kunst zu bereichern, sondern vielmehr: verwandten Seelen etwas zu werden, ihnen zur Aussprache ihres eigenen Lebensleides zu verhelfen und ihnen Mut zu machen. Denn wirklich: nicht grämlich tritt uns ihre Liederseele entgegen; im Gegenteil, es lebt etwas Sieghaftes in den Gefängen, etwas vom Wald und der Heide, wo sie zuhause war, etwas, das sich nicht unterkriegen läßt, auch nicht durch das einsamste Leid des Lebens. Unsere Dichterin ist zugleich Dialekt-Dichterin, und zwar in einer wenig bekannten, in der Siegländer Mundart (s. S. 30 u. a.). Dieses ihr Heimatland hat sie nicht vergessen; den Heimatruf hört sie auch in dem lauten Berlin. Möge bei der Ueberfülle der Berliner Dichter und Dichterinnen ihr Name nicht ganz überhört werden!

Eine Dichterin dagegen, die schon längst verdient hätte, besser beachtet und gut gehört zu werden, ein Kind des Nordens und ein echtes Kind der Heide — mit dem leisen Laut der Heideheimat in ihrem Liede, das sich oft zum Volkslied erhebt, ist **Hans Gabriel**, die wir in unseren Monatsblättern seither hauptsächlich „op plattbütsch“ gehört haben. — In dem Buch dieser Dichterin ist etwas Zögerndes, Zagendes. Die Dichterin hat tief gelitten: das erlebt man mit. Ihr Leid ist eine leise, liebste Liebe, die sie begraben mußte. Man muß schon zwischen den Zeilen lesen können, um den tiefsten Ton ihrer leisen Liederseele zu erlauschen; denn das letzte, tiefste Wort ist sozusagen mehr nur hingehaucht, vergl. das Gedicht mit seinem Schluß: „Meine

verlassene Seele — nimm sie in acht!“ . . . Darum mag auch ihr Buch bisher ein leises geblieben sein.

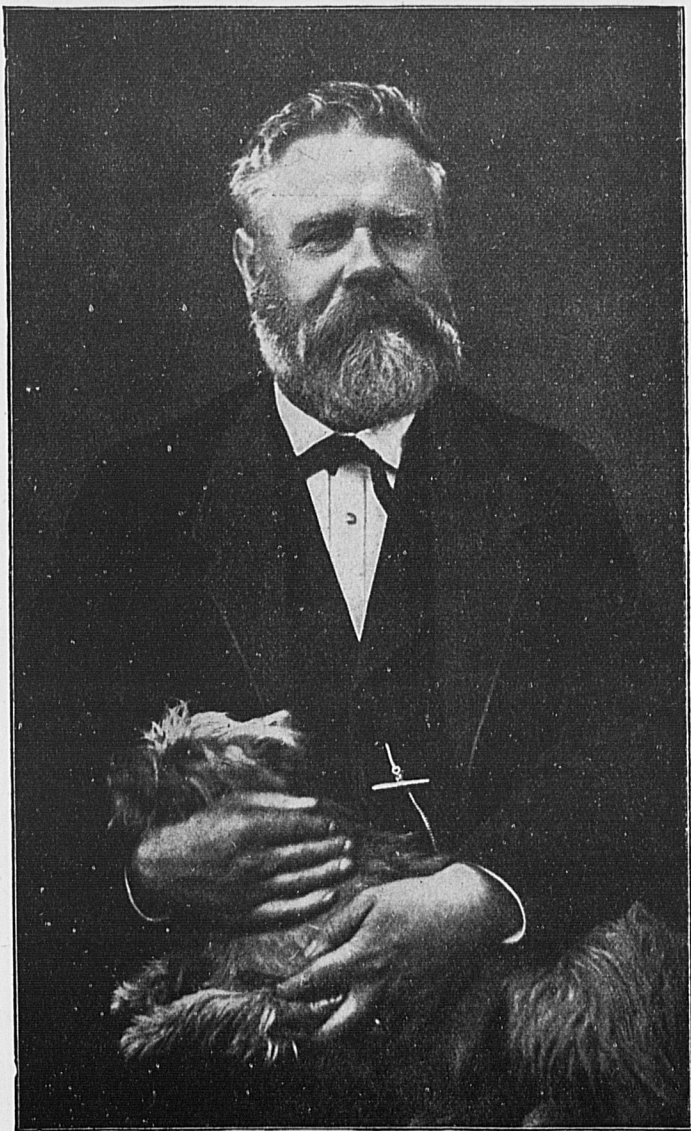
Bei Hans Gabriel ist Herz und Hirn wohlthuend ausgeglichen. Ihre Verse atmen gleichmäßig Gefühl und Gedanken — und sie darf darum auch künftighin die vielen Gedankenstriche und Ausrufungszeichen sich und uns schenken! Nur manchmal läßt die Logik ihr Lied ein bißchen im Stich — dann, wenn sie die Bilder häuft. Aber diese Kleinigkeiten versinken in dem See sonstiger lyrischer Schönheiten. — Und das Allerbeste dürfen wir von Hans Gabriel noch erwarten, — außer einer baldigen Sammlung ihrer plattdeutschen stimmungsvollen Verse — das zweite Gedichtbuch, und dann wird und muß auch ihr Tag kommen und ihre Sonne steigen. Denn noch jedes echte Talent hat sich durch den Scheffel gebrannt. —

„Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“.

Von Ludwig Schröder.

In drei stattlichen Bänden liegt seit Weihnachten 1900 das Werk „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ von Karl Theodor Gaedertz abgeschlossen vor. Der erste Band erschien im Jahre 1896 und war bald nach dem Erscheinen vergriffen, ein Beweis, welcher allgemeinen Teilnahme eine Schilderung des Lebensganges Fritz Reuters begegnet; der zweite Band folgte 1897, der Schlußband endlich Weihnachten 1900. Mit großer Ausdauer und inniger Liebe zu dem großen niederdeutschen Dichter hat Karl Theodor Gaedertz alles gesammelt, was auf Fritz Reuter Bezug hat, und sehr viel Neues über des Dichters Leben und Werden beigebracht, was ohne seine Sorgfalt, zum Teil wenigstens, später unwiderbringlich verloren gewesen wäre. Alles, was nun in den drei Bänden vorliegt, sind Vorarbeiten für eine Biographie Fritz Reuters, die Karl Theodor Gaedertz zu schreiben gedenkt, und als solche müssen seine Mitteilungen gewertet werden. Von verschiedenen Kritikern ist an dies Werk der Maßstab gelegt worden, den man an eine Biographie legen muß, und nur auf diesen durchaus nicht berechtigten Standpunkt zu demselben sind manche absprechende Urteile zurückzuführen. Man hat dem verdienstvollen Herausgeber Kleinigkeitskrämerei, Zettelwirtschaft, Reuterkultus vorgeworfen und ganz außer acht gelassen, daß beim Sammeln gar manches Blättlein wertvoller erscheint, als es ist, wenn man später an die freie Verwertung des Gesammelten herantreten kann. Auch Gaedertz wird, dafür bürgen andere seiner Arbeiten, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden wissen, wenn er seinen Plan, eine Biographie Reuters zu schreiben, zur Ausführung bringt. Vorläufig ist wenig Hoffnung vorhanden, daß diese Lebensbeschreibung bald erscheint, denn im Schlußbande dieser Sammlung von Blättern und Blüten aus Reuters jungen und alten Tagen schreibt Gaedertz resigniert: „Wann ich den vollen Kranz werde winden können zu Fritz Reuters gesegnetem Andenken, seine erschöpfende Biographie ausgestalten und veröffentlichen, das weiß der liebe Gott.“ An derselben Stelle (im Vorwort) gedenkt der Verfasser der verdienstvollen Arbeiten über Reuter und bittet um fernere Mitteilungen für das von ihm geplante Werk. Er schreibt: „Möchten alle diejenigen, welche noch Reliquien und Fragmente besitzen, die uns in das Herz und die Heimat des Humoristen führen, solche mir vertrauensvoll einhändigen, da es noch Zeit ist, ehe sie vielleicht verloren gehen! Viel bleibt immer noch zu thun übrig, soviel auch schon geschehen ist. In kernhafter Weise hat der Kulturkämpfer Otto Glagau, mit liebevollem Bemühen der früh verstorbenen Hermann Ebert das Leben und Schaffen Reuters geschildert; feinfühlig und feinsinnig hat der unserm Fritz und seiner Luise eng verbundene Dichter Adolf Wilbrandt den Werdegang und die Wesenheit seines Lands-

mannes skizziert, und jüngst gelang Paul Warnke das Wagestück einer plattdeutschen Erzählung vom plattdeutschen Poeten, „woans hei lewt un schreven hatt“. Ich gebe hiermit die Bitte des Verfassers weiter; vielleicht befinden sich auch noch unter den Lesern der „Monatsblätter“ Freunde Reuters, die Professor Gaedertz bisher unveröffentlichtes Material zur Verfügung stellen können.



Der Hauptwert des Werkes liegt in den Beiträgen zur Kenntnis des Menschen Reuter, und deshalb bildet es eine wertvolle Ergänzung zu den Werken, aus denen wir besser als aus allen Büchern über sein Schaffen den Dichter Reuter kennen lernen, — bedarf doch keine seiner Dichtungen eines Kommentars, sprechen doch die meisten seiner Bücher noch immer so zum Herzen des deutschen Volkes, wie in den Tagen, als der Dichter sie seinem Volke schenkte. Wohl ist es mir bekannt, daß neuere Literaturhistoriker,

so u. a. Adolf Bartels in seinem vorzüglichen Buche über „Die deutsche Dichtung der Gegenwart“, wesentlich kühler denken über die Bedeutung Fritz Reuters, als dies bisher üblich war. Bartels schreibt geradezu: „Die ungeheuren Erfolge Reuters haben das Urteil über ihn natürlich stark beeinflusst und ihm als Dichter einen höheren Rang verschafft, als ihm gebührt“ und an anderer Stelle: „Ähnlich wie mit Freytag steht es heute mit Fritz Reuter. Wie der Schlesier ist auch der Mecklenburger ein Menschenalter hindurch das Entzücken der weitesten Kreise gewesen, bis man denn nun erkennt, daß er veraltet, was doch ein großer Dichter nicht darf. Es hat eine Zeit gegeben,



wo man Reuters humoristische Hauptschöpfung, den Inspektor Bräsig, kühn neben den Don Quijote stellte; inzwischen hat man gefunden, daß er nicht wie dieser in die Weltliteratur, ja nicht einmal zu den Schöpfungen gehört, in denen ein ewiger Menschentypus Gestalt gewonnen hat“. Er giebt aber wiederum als gerechter Kritiker zu: „Dennoch steckt auch in Reuters Werken eine ganze Zeit und eine eigne Welt, es steckt auch eine lebenswürdige Persönlichkeit drin, sodaß noch immer genug Veranlassung bleibt, sich in sie zu vertiefen, selbst wenn sie wirklich einmal altmodisch geworden sein sollten. Einige der kleineren Werke Reuters haben ja auch künstlerische Form und werden sich durch diese erhalten. Wie Freytag für die Jugend, so wird Reuter für das Volk noch lange Zeit große Bedeutung haben.“ Man darf beim Lesen abfälliger oder einschränkender kritischer Urteile nie vergessen, daß sie sehr oft durch maßlose Verherrlichungen hervorgerufen wurden. Die Wahrheit liegt, wie fast immer, so auch hier in der Mitte. Auch Gaedertz ist der Gefahr, aus Liebe zu Reuter manchmal überschwänglich zu werden, nicht immer entgangen; Sätze wie den am Schlusse des dritten Bandes, wo es von Reuter heißt: „dessen Ruhm den Erdball erfüllt, erfüllen wird bis an der Welt Ende“,

muß man der Begeisterung des Verfassers für den Dichter zugute halten. Die „großen Worte“ können aber dem Freunde Reuterscher Dichtung, der durch sie auch den Menschen, der sie schuf, lieb gewann und genau kennen lernen möchte, den Genuß der liebenswürdigen Bücher nicht trüben, die Gaederz als Frucht seines Fleißes dargeboten hat und denen der Verlag (die Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto in Wismar) eine prächtige Ausstattung zu teil werden ließ, die den Preis von vier Mark für jeden Band niedrig erscheinen lassen. Jeder Band enthält etwa fünfzig Tafeln mit Bildnissen, Skizzen, Ansichten und Faksimiles, zum Teil nach Originalen von Fritz Reuter selbst und nach solchen von Ludwig Rietsch und Theodor Schloepke. Selbstredend sind nicht alle Bilder von Wichtigkeit, einige hätten sogar fehlen dürfen, ohne daß sie vermißt worden wären; die meisten aber sind von großem Interesse und bilden eine wertvolle Ergänzung des Textes. Die Reproduktion ist fast immer mustergültig.

Der erste Band enthält u. a. die kleinen Dichtungen aus Fritz Reuters Nachlaß, die seine Witwe testamentarisch der Schillerstiftung vermachte. Im übrigen stützt sich Gaederz bei seinen Mitteilungen auf die Berichte von Verwandten und Freunden und auf eine Fülle bis dahin ungedruckter Briefe. Der zweite Band bringt besonders Erinnerungen aus Reuters jungen Jahren. „Wir sehen ihn als Gymnasiasten, Burschenschaftler, Festungsgefangenen, abermals Studenten, als Freund seiner Freunde, als Maler und Dichter; wir lernen seine Eltern näher kennen, werden eingeweiht in seine Liebe zur schönen Kommandantentochter und erfahren, wie er zu seiner Frau kam, zu „Lowising“, an deren Seite dem schwergeprüften Manne in behaglicher Häuslichkeit, bei wachsendem Wohlstand, ein fruchtbares schriftstellerisches Schaffen bechieden war als Liebling der Lesewelt.“ Besonders interessant sind die Nachrichten über die Dömitzer Festungszeit, über die Reuter selbst mit Rücksichtnahme auf die Angehörigen des alten Festungskommandanten nur ganz kurze Mitteilungen gemacht hat. Der dritte Band endlich läßt den Leser weitere Blicke thun in das Leben und die Entwicklung des Dichters. Gaederz entsprach mit ihm den Wünschen derer, die den ersten beiden Bänden so große Sympathie entgegenbrachten, noch mehr von Reuters Vaterhause zu erzählen, aus seiner Jugendzeit, alle die heiteren und ernstesten Episoden seines Daseins, die zu künstlerischer Einkleidung Anlaß gaben, vorzuführen. Er erforschte und schilderte des Dichters Leiden und Freuden, führt noch tiefer in seine Gewohnheiten und seine Gedankenwelt ein, giebt ein treues Bild von seinem Verkehr mit Bekannten und Freunden, deren Galerie hier noch um manchen interessanten Kopf bereichert wird; kurzum, er zeichnet Reuter als Mensch unter Menschen und rückt ihn dadurch dem Leser herzlich nahe. Selbstverständlich können diese wenigen Zeilen keinen Begriff geben von der Fülle dessen, was in drei Bänden als Baumaterial zu einer großen Biographie Fritz Reuters zusammengetragen worden ist. Manche Teile sind so schön ausgeführt, daß sie fast ohne Umarbeitung in das spätere Werk aufgenommen werden können. Das Ganze aber ergibt schon jetzt ein prächtiges Bild von dem großen Sohne Mecklenburgs und sollte überall, wo Fritz Reuters Schriften einen Ehrenplatz in der Bücherei einnehmen, ihnen als wertvolle Ergänzung angereicht werden.

Neue Bücher.

Neben Reclam ist seit einigen Jahren der Verlagsbuchhändler Max Hesse, Leipzig, als Herausgeber billiger und guter Klassiker getreten! Die Werke sind ebenso billig wie die Reclam'schen, dabei zeichnen sie sich vor letzteren durch sorgfältigeren Druck, besseres Papier und haltbarere Ausstattung aus. Ferner ist jedes der Werke mit vortrefflichen Einleitungen von hervorragenden Gelehrten, von denen ich nenne Ad. Bartels, C. Weyer,

Ed. Caste, R. Fürst, Ludw. Geiger, Rud. von Gottschall, Ed. Griesebach, Gustav Karpeles, Alfred Klaar, Gotth. Klee, Th. Matthias, S. M. Prem, Karl Siegen, Adolf Stern, Eug. Wildenow, versehen und jedem Werke das Bildnis des betreffenden Dichters beigegeben. Außer der billigen Ausgabe in Leinenbänden giebt der Verlag auch eine „feine Ausgabe“ in soliden Halbfranzbänden und eine Luxus-Ausgabe heraus. So z. B. kostet die billige Shakespeare-Ausgabe (Uebersetzung Schlegel und Tieck) 6 Mark, die feine 9,50 Mark, die Luxusausgabe 12,50 Mark. Von Klassikern sind in diesem empfehlenswerten Verlage bereits erschienen: Börne, Chamisso, Eichendorff, Gaudy, Goethe, Auswahl- und Gesamtausgabe, letztere kostet 18 Mark, Hauff, Hebel, Heine, E. T. A. Hoffmann, Homer (überf. von Voß), Immermanns Oberhof, H. v. Kleist, Körner, Lenau, Lessing, Otto Ludwig, Rückert, Schiller, Shakespeare, Stifter, Uhland. Demnächst erscheint Byron. Außerdem eine neue Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken. Auf letztere sei ganz besonders hingewiesen. Seit der Erschließung der Weimarer Archiv-Schätze hat das Goethe-Studium und die Goethe-Forschung erneuten und bedeutenden Aufschwung genommen. Die monumentale Weimarer (Sophien-) Ausgabe von Goethes Werken, die ja freilich noch lange nicht abgeschlossen ist, brachte mehrere bisher unbekannte Schriften Goethes, wodurch ganz neue Einblicke in Goethes Leben und Schaffen gewonnen wurden. Der Verlag Hesse hat nun unternommen, im Anschluß an diese teure Ausgabe eine neue Volksausgabe zu veranstalten, in welcher die hauptsächlichsten Ergebnisse der neuesten Forschung verwertet sind und die durch billigen Preis Jedermann zugänglich ist. Schon im Herbst d. J. wird diese Ausgabe erscheinen. Die Einleitung dazu schreibt Ludw. Geiger. Dieselbe wird eine ganze Reihe wichtiger neuer Goethe-Schriften aus der Sophien-Ausgabe abdrucken, so z. B. den Urfaust, Lieberbuch Annette, Aristeia u. s. w.; beigegebene ausführliche Register werden die Nutzbarkeit der Ausgabe ergeben; u. a. wird dieselbe ein Register aller in Goethes Werken vorkommenden Personen- und Ortsnamen enthalten, wie ein solches (sämtliche Werke in ein Alphabet vereinigend!) unsers Wissens bisher überhaupt noch nicht existierte.

Wir hoffen auf die Ausgabe nach Erscheinen zurückkommen zu können.

H. B.

Hermann Lingg, Schlußrhythmen und Neueste Gedichte. Stuttgart 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 271 S. Bornehm gebunden Mk. 4.—

Hermann Lingg ist im vorigen Jahr 80 Jahre alt geworden. Merkwürdig wenig oder oberflächlich wurde seiner an diesem Geburtstage gedacht. Er gehört ja noch zur „alten Schule“, die durch die moderne etwas allzu sehr in den Hintergrund getreten ist, und an der sich zu erfreuen, bei gewissen Leuten ein höhnisches Lächeln hervorruft. Und doch könnten wir alle an Lingg viel lernen und genießen, vor allem die kraftvolle Bestimmtheit und klare Zeichnung in seiner historischen Lyrik, die rhythmische Pracht und Kraft des Ausdrucks, besonders in der großangelegten „Völkerwanderung“ und den kleineren, balladenartigen Gedichten, die am bekanntesten geworden sind. Dieselbe straffe Konzentration und scharfumsiffene Knappheit finden wir auch in des Dichters Stimmungslirik, wie sie uns der vorliegende Band in Fülle bietet. Selten schlägt Lingg in den „Neuesten Gedichten“ Töne der Freude an, Ernst und Strenge der Lebensauffassung haben mit dem Alter zugenommen, ja zuweilen finden sich Ausprägungen von leiser Melancholie und Anklänge von bitterem Pessimismus. Manch' wehmütvolle Lebenserfahrung hat der Dichter durchkosten müssen, viele Mühselbende starben ihm hin, nur „eine kleine Schar von Zeitgenossen“ liebte ihn. Ein hoher uneigennütziger Idealismus befeelt den Dichter, er kämpft gegen alles Gemeine und Häßliche, für die Armen und Notleidenden hat er ein warmes Herz, gern stellt er seine Kunst in den Dienst der Nächstenliebe und verfaßt für wohlthätige Veranstaltungen treffliche Prologe. — Wenn der Dichter auf sein reiches Leben zurückblickt, so darf er mit vollem Recht am Schluß seines letzten Buches sagen: „Ich leg' die Waffen nieder — unbezwungen“.

Wilhelm G. Becker.

Requiem. Erinnerungsblätter einer Mutter. 52 S. Bornehm geh. 1,50 Mark. Braunschweig, Richard Sattler.

Mit dem Geleitwort „Die Liebe höret nimmer auf“ schickt eine trauernde Mutter dieses bescheidene Büchlein hinaus, welches für sie selbst und ihr inneres Leben einen

so unbeschreiblichen Wert hat. Sie klagt an dem Grabe eines lieblichen Kindes zuerst in trostloser Trauer und Verzweiflung, um dann in der Erinnerung an das verlorene Glück den Schmerz in eine stille Wehmut umzuwandeln und schließlich im Ausblick zu Gott den wahren Trost zu finden. Das ist es, was aus jeder Seite des Büchleins dem Leser entgegenleuchtet, eine reine, herzliche, innige Mutterliebe, und andererseits, nachdem diese Liebe bis ins Mark verwundet wurde, ein tiefer, fast thränenloser Schmerz. Man soll von einem geschlagenen Menschenkinde nicht verlangen, daß es, noch unter der lähmenden Wirkung des Blitzstrahls, alsbald die feste Vaterhand im Himmel finde und ergreife; es ist so natürlich und so menschlich, sich zuerst voll und ganz dem Schmerz allein hinzugeben, und dieses Menschliche ist der Dichterin nicht fremd. Aber ganz allmählich leuchten hier und da einzelne Lichtblicke auf, zuerst das ahnungsvolle Wort:

„Ich suche es durch Nacht und Dunkel
In jedem verheißenden Licht:
Nur unten tief im Grabe,
Da suche ich es nicht.“

Dann klärt sich dieses unbestimmte Suchen; die Erkenntnis wacht auf, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müssen zum besten dienen; die Gewißheit erblüht: „Ich weiß, Du bist zu Hause! — Wir weinen in der Fremde — um Dich die Augen aus“. Den Schluß bildet das triumphierende Lied: „Empor! Empor zum Glauben und zum Sieg! — Wird das Gedichtbuch schon um seines Gegenstandes willen viele Freunde finden und manche in gleicher Weise heimgesuchte Seelen trösten können, so muß auch vom rein kritischen Standpunkt aus anerkannt werden, daß die Verfasserin unleugbar eine dichterische Begabung besitzt, deren Reime sehr deutlich zu erkennen sind. Bei strenger Selbstzucht wird sie uns noch manches Gute liefern können, und wir werden uns freuen, eine Entwicklung dieses Dichtertalentes beobachten zu können.

Elisar von Kupffer, Doppelliebe. Novellen aus Estland. Zürich, Caesar Schmidt. 143 S. geh. 2 Mark.

Elisar von Kupffer, der sich nach der reichhaltigen Musterkarte von lobenden Rezensionen bereits durch Veröffentlichung von Tragödien, Liedern und Novellen bekannt gemacht haben soll, bietet in diesem Bande sechs Novellen, deren innerer Wert im allgemeinen ein gleichmäßiger ist. Man kann den Titel etwa so erklären, daß man die einzelnen Skizzen Eifersuchtszenen nennt. Die Probleme sind an einzelnen Stellen nicht ohne Interesse, aber sie ragen doch nicht über das Mittelmaß hinaus, und die Form der Darstellung zeugt eigentlich auch nicht von einer Meisterhand. Der Untertitel „Novellen aus Estland“ ist rein äußerlich aufzufassen; die Geschichten können ebenjogut in jedem anderen Erdteil oder Landesteil spielen, denn eine spezifisch estländische Färbung wohnt ihnen nicht inne. —

Wenn es gilt, für deutsches Wesen und deutsche Sitte einzutreten, so sind die „Monatsblätter für deutsche Litteratur“ wahrlich nicht die letzten, die solch Heiligtum mit freudiger Begeisterung schirmen. Gern treten sie Schulter an Schulter mit denen, die ihre blanken Waffen schneidig führen für das hehre Gut des Deutschtums, für deutsche Sprache und deutsche Ehre.

Der wackere Kämpfe, dem wir uns gern als Schildträger beigefellen, ist einer unserer Besten, bekannt in deutschen Landen und geliebt und verehrt im deutschen Hause. Es ist Anton Dhorn, der Dichter voll deutschen Gemütes und deutscher Kraft, der mit seinem warmen deutschen Herzblute alle die nährenden und kräftigen möchte, die bedrängt stehen im heißen deutsch-slavischen Nationalkampfe im schönen Böhmerlande.

Schon oft hat Dhorn seine Feder zum Schwerte gemacht für diese hohe Sache, und auch jetzt schießt er ein Büchlein aus, das für sie wirken soll. „Das deutsche Lied. Eine Geschichte aus den nationalen Verhältnissen Böhmens“ — so ist der Titel des Werkchens, das der rührige Verlag von Hans Listeneder in Weimar in erneuter Auflage (Preis 80 Pfg.) erscheinen läßt, und dem wir auf seinem Laufe gut Glück wünschen und freudige Aufnahme, wo deutsche Zungen sprechen, deutsche Herzen schlagen und deutsche Lieder klingen.

Wie das deutsche Lied unsere kampfesmutigen Vaterlandsverteidiger im letzten großen Kriege begleitet und begeistert hat zu Tod und Sieg, so soll auch das deutsche Lied, das deutsche Volkslied, das ein gutes Stück Fleisch und Blut und Seele unseres Volkes ist, den Brüdern im Böhmerlande ein Talisman sein, der die Treuen kampfesmutig und hoffnungsfreudig erhält, der aber auch die Lauen, die „Auch-Deutschen“, wie Dhorn sie nennt, durch seine Kraft erwärmt, begeistert und endlich doch noch zum segensvollen Mitwirken und Mitkämpfen für die nationale Sache bewegt.

Litterarische Notizen.

Julius Stinde, der bekannte Verfasser der „Familie Buchholz“, beging am 28. August seinen 60. Geburtstag.

Julie von Hausmann, die Verfasserin des weltbekanntes Liedes „So nimm denn meine Hände“, früher Leiterin der St. Annen-Schule zu Petersburg starb zu Wöfö in Estland.

Robert Grafmann, in neuester Zeit viel genannt durch seine Liguori-Broschüre, starb am 14. August im Alter von 87 Jahren zu Stettin.

Die Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble in Jena wird in diesem Herbst nach Berlin verlegt; desgleichen siedelt die Redaktion der „Gartenlaube“ in die Reichshauptstadt über. Man geht mit der Annahme wohl nicht fehl, daß es sich hier um Symptome eines hochnötigen Feldzuges gegen die überhandnehmende Scherl'sche Geschäftspraxis handelt.

Die Zeitschrift „Stimmen der Gegenwart“ (Verlag von S. Dyl-Eberswalde) erläßt ein Preisauschreiben für die besten Skizzen, bei dem drei Preise zu 200, 50 und 50 Mark zur Verlosung kommen. Die Bedingungen finden sich in der Septembernummer der genannten Zeitschrift.

Anfang Oktober erscheint das zweite Versbuch unseres Mitarbeiters Karl Ernst Knodt unter dem Titel „Aus allen Augenblicken meines Lebens“. Derselbe Verfasser bereitet eine Liederlese moderner Sehnsucht vor, welche noch vor Weihnachten unter dem Titel „Wir sind die Sehnsucht“ herauskommen wird.

Die neue Versammlung von Martin Voelky in London „Soziale Gedichte“ erschien soeben in dritter Auflage im Verlage von S. Dyl-Eberswalde. Eine englische Ausgabe desselben Buches gelangt binnen kurzem zum Versand.

Bis zum 20. September sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen (eine Besprechung bleibt vorbehalten).

Friedr. Dukmeyer, Des Sittenmeisters Aergernisse. Eine Komödie in drei Akten. 90 S., geh., München, Ant. Karl Staegmeyer.
A. v. Viliencron, Tom der Reimer. Ein Gutskauf. Zwei Erzählungen. 205 S., geh. 2,80 Mk., Leipzig, Georg Böhme.
Karl Nörrig, Paulus. Ein religiöses Drama. 64 S., geh. 1,20 Mk., Leipzig, Georg Böhme.
Lina Walther, Aus meiner Jugendzeit. 110 S., geh. 2,40 Mk., Gotha, Gust. Schloßmann.
Hermann Unbescheid, Aus den Akten einer deutschen Familie. Drittes Heft. 40 S., geh., Kahl, A. Weller.

Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff, Geistliches Jahr nebst religiösen Gedichten. Zweite Auflage. 280 S., geh. 2,50 Mk. Baderborn, Ferd. Schöningh.
Wilhelm Tanno, Gedichte. 66 S., geh. 1,20 Mk., Dresden und Leipzig, C. Pierjon.
Edgar Reimerdes, Klingende Akorde. Gedichte. 131 S., geh. 2 Mk., Dresden und Leipzig, C. Pierjon.
Johs. Herm. Müller, Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als litterarische Größe. 47 S., geh. 1 Mk., Hamburg, Alfred Janßen.
F. v. Vorbeck, Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten. 156 S., geh. 2,25 Mk., Wiesbaden, Rud. Bechtold & Co.

Zeitschriftenschan.

- Antisemitismus.** Betrachtungen eines Reichsdeutschen. Kyffhäuser. 10.
Bauern- und Arbeiterchauspiele. Von Hans Weber-Luffow. Internationale Literaturberichte 19.
Bayreuth. Ein Rückblick und eine Mahnung. Von Max Morold. Kyffhäuser. 11.
Beuzmann, Hans. Von Edgar Alfred Regener. Stimmen der Gegenwart. 9.
Bierbaum's Irngarten der Liebe. Von Hans Fr. Frey. Internationale Literaturberichte. 17.
Brief-Sammlungen, Neue. (Lichtenberg, Schiller und Humboldt, Friedr. Hebbel). Von Alb. Köster, Ludw. Geiger und Berthold Ritzmann. Litterar. Echo. 23.
Burgen, Deutsche und ihre Erhaltung. Von Herm. Siegf. Rehm. Deutsche Heimat. 51.
Dante — Uebersetzungen. Von Camillo B. Susán. Litterar. Echo. 24.
Donon, Eine Nacht auf dem. Von Fritz Lienhard. Deutsche Heimat. 50.
Escheberger Erinnerungen. Von Fritz von Bodenstedt. Hessenland. 17 und 18.
Fitzger, Arthur. Von Karl Bienenstein. Kyffhäuser. 10.
Gedichtbücher, Neue. Von Wilh. von Scholz. Litterar. Echo. 23.
Glockenkunde, Beiträge zur hessischen. Von C. K. Hessenland. 17.
Gorjki, Maxim. Von Eugen Kalkschmidt. Deutsche Heimat. 51.
Grimm, Ludwig. Beitrag zur hessischen Kunstgeschichte. Von Hans Altmüller. Hessenland. 18.
Großpläne, Neue internationale. Von Leopold Katscher. Internationale Literaturberichte. 17.
Heimat, Für und wider die. Von Eugen Kalkschmidt. Deutsche Heimat. 50.
Historische Litteratur. Von Hans F. Helmolt. Litterar. Echo. 24.
Judasdramen in der neueren deutschen Litteratur. Von August Wünsche. Internationale Literaturberichte. 17, 18, 19.
Das Kind in der Weltlitteratur. Von F. C. Porikth. Litterar. Echo. 24.
Kritische Spaziergänge. Von Gust. Ad. Erdmann. Internationale Literaturberichte. 18.
Kunst und Kunstpflege. Von Edgar Alfred Regener. Kyffhäuser. 11.
Kunstzeitschriften. Von Hans Benzmann. Kyffhäuser. 12.
Lesenunterricht, Ein halbes Stündchen. Von Gustav Kuhl. Nord und Süd. 294.
Märchen, Allerhand. Von Wilh. Holzamer. Litterar. Echo. 24.
Masuren, In. Von Fritz Skowronnek. Deutsche Heimat. 48.
Neutürkisches Schrifttum. Von Friedr. Schrader. Litterar. Echo. 24.
Niesen, Die Interjektion des. Von Philipp Lenz. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 3.
Norwegische Bücherwelt. Von Martha Sommer. Litterar. Echo. 23.
Raabe, Wilhelm. Von Adolf Bartels. Erwinia. 12.
Raabe, Wilhelm. Von Albert Warneke. Litterar. Echo. 23.
Raabe, Wilhelm, Zum 70. Geburtstage. Von Gustav Zieler. Deutsche Heimat. 49.
Raabe-Feier, Allerlei von der. Von Gustav Zieler. Deutsche Heimat. 51.
Rappenaue Mundart. Von Othmar Weisinger. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 3.
Romandialog, Zur Technik des. Von Armin Brunner. Litterar. Echo. 24.
Sagen aus dem Oberrhein. Von Theobald Walter. Erwinia. 12.
Salus, Hugo. Von Karl Bienenstein. Nord und Süd. 294.
Schlesien, Litteraturbilder aus. Von Kurt Walter Goldschmidt. Litterar. Echo. 23, 24.
Stifter, Adalbert, Ein fachwissenschaftliches Urteil über. Von Camillo B. Susán. Kyffhäuser. 11.
Theateraufführungen, Bezahlte. Die Feder. 53.
Ueberbrett'l-Epidemie. Deutsche Heimat. 50.
Wiebig, Klara und die Heimatkunst. Von Adolf Bartels. Deutsche Heimat. 47.
Weltanschauungen. Von Ed. Berz. Litterar. Echo. 23.
Zimbrisches Hochzeitsgedicht. Von Ludwig Hertel. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 3.
Zöllner-Biographie, Die erste. Von Eduard Sokal. Nord und Süd. 294.
Zola und Gorjki. Von Marcel Arpad. Internationale Literaturberichte. 18. 19.

Ferner:

- Lyrische Blätter.** Nr. 22—24.
Der Scherer. Nr. 16: Die Fremden.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warneke, Braunschweig, Hasanenstraße 51 a.
 Verlag: Gose & Teplaff, Berlin W. 35. — Druck: Johannes Belling Buchdruckerei, Berlin W., Karlsbad 15.

Monatsblätter

für

deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

November 1901.

Heft 2.

Vision.

Tief, tief in eine laue Sommernacht,
 Wo Lindenschatten mir zu Füßen glitten,
 Zögernd und einsam bin ich einst geschritten, —
 Heiß war mein Herz, mein Auge war verwacht.

Und was dem müden Auge zog entgegen,
 Ob es ein Traum, erregt vom Lindenduft — ?
 Ich weiß nur,

— plötzlich zitterte die Luft
 Von eines Bacchuszuges Zymbelschlägen.

Sie tanzten mir vorbei, — es klang ihr Schritt,
 Das Mondlicht spielte um die weißen Glieder,
 Und Blitze sprühten durch die Augenlider,
 Und rote Lippen lockten:

Komm du mit!

Der Lindenduft die Schläfe mir unwehte,
 Mein Herz erbebte bei der Zymbel Schlag,
 — Doch über'm Herzen, das vor Sehnen brach,
 Schlossen sich meine Hände zum Gebete.

Da stand es weiß und leuchtend mir zur Seite
 Und faßte mich mit kühler Engelsband —
 Das Evoë in trunkner ferne schwand,
 Die Nacht war tief — einsam das stille Land —:
 O Herz, ein Engel bleibt dein Schutzgeleit!

Dresden.

Jeanne Bertha Semmig.